

Gutenberg und die bedeutung der buchdruckerknust

Jakob Nover

Gutenberg

und die

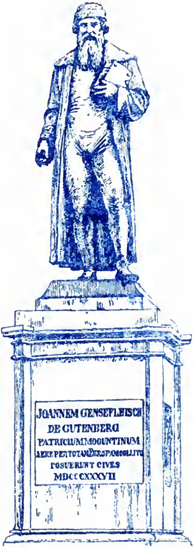
Bedeutung der Buchdruckerkunst

herausgegeben von

Prof. Dr. J. Nover.

Mainz.
Joh. Wirth'sche Hof-Buchdruckerei A.-G.
1900.

Das erste Werk, das in der Geburtsstadt Gutenbergs auf der Setzmaschine hergestellt ist.



Gutenberg-Denkmal in Mainz.

Inhalt.

Seite

I. Mainz, die Wiege Gutenbergs. (Das römische und mittelalterliche Mainz. Das „goldene Mainz." Das Reichsfest Barbarossas in Mainz. Seine Berühmtheiten.) 9

II. Gutenbergs Abkunft und Aufenthalt in Straßburg. (Gutenbergs Geschlecht und Familie. Seine Thätigkeit in Straßburg. Ennel vor der eisern Thür. Prozeß mit Dritzehn. Erste Versuche der Typographie(?). Wohnort in St. Arbogast. Die Armagnaken.) 27

III. Entwicklung des Schrift- und Verkehrswesen vor Erfindung der Buchdruckerkunst. (Schriftwesen im Altertum und Mittelalter. Briefverkehr und Beförderung von Nachrichten bis zur Errichtung der Post.) 53

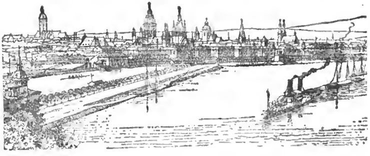
IV. Gutenberg in Mainz. Verbindung mit Fust und Schöffer. (Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Andere sog. Erfinder. Coster-Schwindel. Mentelin, Pfister. Wesen und Technik der Typographie. Gutenbergs erste Werkstatt. Humeri's Hilfe) 103

V. Gutenbergs Lebensabend. (Kurstreit zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau. Verbreitung der Buchdruckerkunst.) 135

VI. Anerkennung und Wertschätzung der Buchdruckerkunst. (Gutenberg-Feste. Gutenberg in Kunst und Litteratur.) 159



Wappen der Stadt Mainz.



I.

Mainz, die Wiege Gutenbergs.

„Mein Gutenberg, empfang den besten Gruß!
Von Meisterhand in blankes Erz gegossen,
So stehst Du prächtig da von Haupt zu Fuß,
Der **größte** Mann, der dieser Stadt entsprossen,
Der **größte** Mann, der Glanz und Ruhm ihr gab.
Kein **Fürst**, dem hier der Reif die Stirn umschlossen,
Kein **Priester** mit dem goldnen Hirtenstab,
Kein **Bürger**, der durch Stolz und Reichtum glänzte,
Liegt dort im sarkophaggeschmückten Grab
Der Mainz gleich **Dir** mit ew'gen Ehren kränzte.

Wolfg. Müller.

Wohl wenig Städte im deutschen Vaterlande dürften sich, was herrliche Lage an unserem schönsten Strome, Fruchtbarkeit seiner Ufer, Glanz und Reichtum geschichtlich bedeutsamer Erinnerungen, Lieblingsaufenthalt hervorragender Geister, weithin verbreiteten Ehrenruhm seiner Einwohner anbelangt, mit der altehrwürdigen Feste Mainz, der Mündung des Mains in den stolzen Rhein gegenüber, vergleichen lassen. Wie um epheuumsponnene Trümmer altersgrauer Heidenzeit der Nimbus der Sage und Poesie, der

Glanz einer reichen, bis in die fernsten Zeiten zurückreichenden Vergangenheit ihren zauberhaften Schimmer weben, so tauchen schon beim Nennen der in der Geschichte mit dem Ehrennamen des „goldenen Mainz“ ausgezeichneten Stadt eine Fülle mit unauslöschlichen und unvergänglichen Lettern in das Gedenkbuch unserer Kulturentwicklung eingegrabener Erinnerungen auf. Haben auch die Zerstörungswut und Plünderungssucht wilder Kriegeshorden von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart auf der Heimstätte der aurea Moguntia gehaust, sind auch die verheerenden Stürme der Völkerwanderung über des Rheines fruchtbare Gelände hinweggebraust und haben Kriegsnot und Brandunglück so manche Denkmäler der Kunst und Zeugnisse einer schon hochentwickelten Kultur vernichtet, immer wieder aus Schutt und Asche neugeboren und verjüngt stieg phönixgleich die prächtige Stadt empor, aus deren Boden noch täglich reiche Schätze einer interessanten Vergangenheit zu Tage gefördert und in einem Museum ohne Gleichen geborgen werden, ja innerhalb deren modernen Prunk- und Nutzbauten noch heute die ehrwürdigen Reste römischer Zeit und kulturell bedeutsamen Mittelalters emporragen. An das schon zu Römerzeiten verschanzte Lager erinnert noch heute der hochgelegene Stadtteil Kästrich, wie das gegenüberliegende Castel an den befestigten Brückenkopf, noch erinnert der im Hofe des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses aufgestellte Pfahlrost und wiederhergestellte Pfeiler an die vermutlich unter Kaiser Domitian ums Jahr 89 n. Chr. erbaute Römerbrücke über den Rhein, noch ragen die Trümmer des Eigelsteins, — s. g. vermutlich nach einem Vertreter des germanischen Heidentums Eigil — eines zu Ehren ihres verunglückten Feldherrn Drusus von seinen Legionären erbauten Kenotaphs über die Festungswälle und bei dem benachbarten Zahlbach die Reste einer ehemaligen

römischen Wasserleitung empor, und in den unteren Hallen des in ein Museum verwandelten Kurfürstlichen Schlosses predigen laut Tausende von reichen und interessanten Funden von dem Schalten und Walten der welterobernden römischen Krieger, die das ehedem freie Germanien mit ehernen Banden zu umklammern versuchten.

Ein buntes Leben entfaltete sich damals im römischen Moguntiacum (vermutlich nach einem langhaarigen gallischen Gotte Mogo oder einem Personennamen Moguntius so benannt), als das ganze linke Rheinufer der Herrschaft des Kaisers Tiberius unterworfen ward und die Lagerstadt zum Mittelpunkte der germanischen Militärgrenze am Oberrhein und zur Hauptstadt der römischen Provinz Obergermanien wurde, die mit Hilfstruppen ungefähr 20 000 Mann Besatzung beherbergte. Am Rheinesufer breiteten sich die bürgerlichen Ansiedelungen aus, auf der Höhe des heutigen Kästrich und Gauthors lag das römische Castrum und zwischen beiden die Lagervororte (canabae), d. h. Baracken, wo die Frauen und Kinder der Soldaten wohnten, sowie die Marketender, Händler, Schenkwirte und was sonst noch zum Troß des Heeres gehörte; auf der rechten Seite des Rheines, im jetzigen Castel, dem befestigten Brückenkopf von Mainz schon zu Römerzeiten, entwickelte sich eine Veteranenkolonie. Uebrigens siedelten sich auch viele Reservisten, die sich zum Teil mit einheimischen Frauen vermählten, vor dem Castrum an. Welcher Verkehr und Austausch von Waaren und Produkten mag schon damals zwischen unseren Vorfahren und den fremden Eroberern geherrscht haben, die, wenn sie auch die Unterwerfung verlangten, doch auch eine höhere und feinere Kultur vermittelten. Ist es doch erwiesen, daß Kaiser Probus im 3. Jahrhundert die ersten Weinberge am Rheine angelegt hat.

Nach dem Verfall des römischen Reiches und nachdem die Rheinlande sich von den Verheerungen der Völkerwanderung erholt hatten, finden wir Mainz im ostfränkischen Reiche als Bischofssitz des Apostels der Deutschen Winfried, mit dem ehrenden Beinamen Bonifacius d. h. Wohlthäter. Dieser, der mit furchtloser Hand zu Hofgeismar in Kurhessen die Streitaxt an die geheiligte Donnerseiche gelegt und damit ein Hauptbollwerk heidnischen Götterglaubens gefällt hatte, erhob die Kirche von Mainz zur Metropole für die rheinischen Bistümer und für die von ihm bekehrten Völker Germaniens (747). Aber nicht nur das Licht eines reineren Glaubens verbreiteten die ersten Sendboten des Christentums, sie waren auch Gründer einer bürgerlichen Ordnung, sie waren mutige Pioniere einer feineren Kultur. Aus den Bischofssitzen wurden gar bald blühende Städte, in den von ihnen gegründeten Stiften und Klöstern verbreiteten Jünger und Schüler in stiller Zelle und im bescheidenen Lehrsaale die Samenkörner der Bildung und Gesittung. Aber auch in weltlicher, in politischer Beziehung wurden die Rheinlande zum Mittelpunkte, zum Herzen der neuen fränkischen Monarchie, von wo aus Karl der Große Frankreich und Deutschland zugleich beherrschte. Mit Vorliebe schlug dieser erhabene Fürst, der die stattliche Reihe der deutschen Kaiser, deren Bilder die Wände des Römers in Frankfurt a. M. zieren, eröffnete, seinen Sitz am Rheine und besonders auch in Mainz und seiner Umgebung auf; hier schlug er eine feste Brücke über den stolzen Strom, die leider ein Jahr vor seinem Tode abbrannte, in dem benachbarten Ingelheim besaß er eine prächtige, auf 100 Marmorsäulen ruhende Pfalz und schützte, wie es Geibel so poetisch besingt, auch nach dem Tode noch sein eifrig gehegtes und gepflegtes Schoßkind, die Rebe:



(Im Jahre 1894 abgebrannt.)

„Bei Rüdesheim da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke wohl über den grünen Rhein;
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort."

Bewahrt doch auch der ehrwürdige Mainzer Dom noch eine besondere Erinnerung an Karl den Großen, oder vielmehr an dessen Gemahlin Fastrabana, eine marmorne Gedenktafel, die sich ursprünglich in dem vom Erzbischof Rudolf gestifteten Albanskloster, dem eigentlichen Begräbnisplatz der Kaiserin, befunden haben soll. Zwar wurden sowohl die prächtige Albanskirche, als auch die spätere Kapelle im 30 jährigen Kriege zerstört und damit wohl auch der ursprüngliche Gedenkstein der hohen Fürstin; aber immerhin bewahrt die zu Ehren der Lieblingsgattin Karls d. Gr. eingesetzte Tafel die Erinnerung an jene auch durch Sage und Poesie verklärte Gestalt. War es doch jene Gemahlin, an die den Kaiser jener magische Stein in unwiderstehlicher Liebe fesselte, den ihm einst eine dankbare, von ihm gegen die Eingriffe einer giftigen Kröte beschützte Schlange zu Aachen gebracht haben soll. So innig hing bekanntlich der Kaiser an der geliebten Gattin, daß er sich nach ihrem Tode nicht von der Leiche trennen und in ihre Bestattung willigen wollte, bis der Erzbischof von Turpin den Talisman der Liebe an sich nahm und später, als sich die Neigung des Monarchen auf ihn in lästiger Weise übertrug, den in einen Ring gefaßten kostbaren Stein in die heißen Quellen von Aachen warf.

Nunmehr übertrug sich des Kaisers Vorliebe auf die alte Krönungsstadt und ihre heißen Bäder. Jene Inschrift aber in lateinischen Versen besagt mit kurzen Worten, daß „unter dem marmornen Steine Fastrabana, des Kaisers fromme, von Christus innig geliebte Gemahlin, im Jahre 794 bestattet ward und der Herr

ihr das Reich schenken möge, wo es kein Trauern und kein Weinen mehr gibt."

Auch in den folgenden Jahrhunderten walteten geistliche und weltliche Oberhäupter segensreich über der wachsenden und aufblühenden Stadt. So vergrößerte Erzbischof Hatto die Stadt nach der Flußseite hin und erhielt, wenn auch mit Strenge, zur Zeit eines unmündigen Herrschers die Einheit des Reiches. Eben wegen seiner Strenge mag er durch die bekannte Sage vom Binger Mäuseturm in den Ruf eines hartherzigen Kirchenfürsten gekommen sein; die gelehrte Forschung hat längst dargethan, daß die Benennung „Mäuseturm" mit den Mäusen wohl gar nichts zu thun hat, wenn sie nicht etwa mit dem Zeitwort „musen," was soviel wie „auflauern" heißt, zusammenhängt oder eine Verketzerung der Zusammensetzung „Mauts-turm," d. i. Zollturm, bedeutet.

Desto leuchtender und reiner prangt dagegen in der Mainzer Kirchengeschichte der Name des demütigen Wagnersohnes, des Erzbischofs Willigis, der, um sich selbst seiner geringen Herkunft zu erinnern und zugleich die Spötter zu entwaffnen, freiwillig das Doppelrad zum Wappen nahm mit dem Spruche: „Willigis, Willigis! Denk, woher Du kommen sis!" Und daher erklärt man sich auch gemeiniglich den Uebergang des Doppelrades in das Mainzer Stadtwappen. „Also ward Willigis Glorie das Aergernis" schließt ein diesbezügliches Gedicht von Kopisch.*)

Wie sehr die ehrwürdige Gestalt dieses volkstümlichen Kirchenfürsten noch in dankbarer Erinnerung der Mainzer fortlebt, beweisen nicht nur Gedenkstätten und Straßen in der Stadt, auch einheimische Künstler haben

*) Von den Sagenforschern freilich wird das Rad auf den heidnisch-germanischen Wintersonnengott Frô zurückgeführt, dem zu Ehren das Julfest begangen ward.

bekanntlich in würdiger Darstellung sich der beliebten Figur als eines wohlwollenden Lehrmeisters der Jugend bemächtigt. Vor allem ragen zwei großartige Bauten als erhabene Monumente von Willigis in die Lüfte, der Dom und die Stephanskirche; denn er gilt als der Gründer dieser beiden die Stadt Mainz überragenden altehrwürdigen Kirchen, die der Einwohner schon aus weiter Ferne als charakteristische und anheimelnde Wahrzeichen seiner Heimat mit Freuden begrüßt.

Wie sehr im 11. Jahrhundert Mainz in Handel und Gewerbe blühte und im mittelalterlichen Städtekranz prangte, beweist eine Stelle in einer von einem unbekannten Mönche (1095) verfaßten Biographie des Erzbischofs Hanno in Köln, die da sagt: „daß Mainz die edelste Stadt Germaniens und überaus volkreich gewesen," und ein niederländischer Geistlicher Gozechin, der sich um 1066 am Mittelrhein aufhielt, nennt Mainz geradezu: „das goldene Haupt des deutschen Reiches." Sicherlich ist dies eine Anspielung auf den Ehrentitel, den im katholischen Abendlande Rom genoß; auch dort sprach man von der aurea Roma. Hier haben wir wohl mit mehr Wahrscheinlichkeit den Ursprung des Ehrentitels „goldenes Mainz" zu suchen als in seiner Handelsblüte.

Aber auch in der Politik, in der Geschichte, in ihrem Einfluß auf die deutschen Kaiserwahlen, waren die Erzbischöfe von Mainz hochwichtige Persönlichkeiten. Der Kurfürst von Mainz war ja der Erzkanzler des heiligen römischen Reiches diesseits der Alpen. So führte Otto den Großen der Erzbischof von Mainz im feierlichen Ornate 936 in die Kathedrale zu Aachen und erhielt vor den geistlichen Würdenträgern zu Köln und Trier den Vorzug, die heilige Handlung der Salbung und Krönung vorzunehmen. Zuerst überreichte er dem neuen Herrscher das Schwert vom Altare mit den Worten:

„Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi damit zu vertreiben; durch göttliche Vollmacht ist es Dir verliehen, daß Du das Reich zur Befestigung des Friedens für alle Christen fortan beherrschen sollst." Dann bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Spangen und sprach dabei: „Wie der Mantel mit seinen Enden bis zur Erde niederhängt, möge er Dich daran erinnern, daß Du bis an das Ende eifrig für den Glauben streben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermüden sollst!" Dann nahm er das Szepter und den Hirtenstab, überreichte sie Otto I. und sprach: „Kraft dieser Zeichen sollst Du mit väterlicher Züchtigung über Deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen Deine Milde erweisen. Möge das Oel der Barmherzigkeit niemals von Deinem Haupte weichen, damit Du für jetzt und immer ewigen Lohn dafür empfangest!" Nach der Salbung setzte ihm der Erzbischof von Mainz unter Beihilfe des Kölner Erzbischofs die goldene Krone auf das Haupt, und alle drei Erzbischöfe führten den Gekrönten zu einem zwischen Marmorsäulen errichteten Thron, von dem er alle überschauend selber allen weithin sichtbar war. Ebenso nahm der Erzbischof von Mainz bei dem festlichen Krönungsmahle in der königlichen Pfalz den Ehrensitz ein, und hier walteten auch zuerst die höchsten Hofbeamten: der Erzkämmerer, der Erztruchseß, der Erzschenk und der Erzmarschall ihrer Ehrenämter.

Durch den Einfluß des Mainzer Erzbischofs Aribo ward ferner im Felde Kamba bei Oppenheim mit edler Resignation seines gleichnamigen Vetters der Franke Konrad zum deutschen Kaiser gekürt. Jauchzend stimmte alles Volk zu und in feierlicher Prozession wallte die festliche Menge noch selbigen Tages gen Mainz, wo Konrad im Dome die hl. Salbung und die Königskrone empfing. Wahrlich! ein erhebendes Schau-

spiel, das seine Poesie in sich trägt, wie es denn bekanntlich von Uhland in seinem Drama: „Ernst von Schwaben" verherrlicht ist. Nichts kann die weihevolle Stimmung beschreiben, die während der hl. Handlung im Mainzer Dome über der andächtigen Menge ausgegossen war. Und als nunmehr „Aribo den neuen König ermahnte, Gerechtigkeit und Frieden zu üben, die Kirche und ihre Diener zu schirmen und seinen Widersachern zu vergeben, da stürzten Thränen aus seinen Augen, und er gelobte feierlich, seinen Feinden zu verzeihen." Hierauf erfolgte die Huldigung und ein festliches Krönungsmahl.

Viele berühmte Kirchenversammlungen und Reichstage wurden in Mainz abgehalten, so namentlich unter Heinrich IV. während seines Konfliktes mit Papst Gregor VII. Unter Heinrich V. und VI. sehen wir die Erzbischöfe von Mainz als Gegner der deutschen Kaiser. Im Jahre 1163 traf die Stadt unter Barbarossa eine harte Strafe, die er aber später durch eine hohe Ehre ausglich. Bei einem Bürgertumulte war der Erzbischof Arnold zu Mainz erschlagen worden; zur Sühne dieses Frevels befahl der gestrenge Kaiser, die Mauern niederzulegen und erklärte die Einwohner all ihrer Privilegien für verlustig und ehrlos. Zum Glück für die Stadt ward der grausame Befehl nur teilweise vollzogen.

Um diese Härte wieder gut zu machen, schrieb Kaiser Rotbart zu Pfingsten 1184 einen glänzenden Reichstag in alle Lande aus und ersah dazu die Stadt Mainz. Zur würdigen Abhaltung dieses Reichsfestes, an welchem der schon bejahrte Heldenkaiser seinen beiden Söhnen die Schwertleite d. i. Wehrhaftmachung erteilen wollte, wurden die großartigsten Vorbereitungen getroffen. In der herrlichen Ebene, Mainz gegenüber, erstand eine förmliche Zeltenstadt, aus deren Mitte ein

hölzerner Kaiserpalast und eine stattliche Lagerkirche emporragten. Eine ganze Flotte lag rheinauf= und =abwärts, besonders mit unerschöpflichen Weinvorräten des gesegneten Rheingaues beladen. Nicht minder kolossal war die Zufuhr zu Lande an Getreide, Brot, Schlachtvieh und Geflügel. Große Verwunderung erregten ein paar riesige, aus Latten zusammengefügte Häuser, vollgestopft mit Hühnern, so daß man gar nicht durchsehen konnte. „Man hätte es nicht für möglich gehalten," — bemerkte Arnold von Lübeck ganz naiv, — „daß es auf der Welt soviele Hühner gäbe." Aber wohl that es not, so fürsorglich zu sein, denn drei Tage lang sollten mehrere Tausende davon zehren. Kamen doch Fürsten und Große mit zahlreichem Gefolge aus allen Teilen des deutschen Reiches, aus den westlichen Grenzmarken gegen Frankreich bis zu den slavischen Gebieten nach Illyrien und Spanien hin, aus Deutschland und Italien. Und wie viele fahrende Sänger und Dichter, Spielleute und Gaukler zog das glänzende Fest aus weiter Ferne an, von den Neugierigen gar nicht zu reden!

Da drängte sich im engen Kreise zusammen, was nur das ganze Reich an Glanz und Herrlichkeit in sich barg. Wohl 70,000 der edelsten und schönsten Ritter und eine zahlreiche Geistlichkeit waren erschienen. Der gewaltige Erzbischof von Köln zog allein mit 1700 Reisigen heran. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Es kamen Herzöge, Erzbischöfe, Pfalz= und Markgrafen aus Bayern, Schwaben, Sachsen, Franken, Oesterreich, Böhmen, Burgund, Lothringen und Italien.

Aber wie die Sonne alle übrigen Gestirne übertrifft, so leuchtete aus dem glänzenden Gewimmel der Kaiser Barbarossa selbst hervor, und neben ihm blickte mild wie der Vollmond seine liebreizende Ge=

mahlin Beatrix; und dazu das stattliche Heldenpaar der Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ein nicht minder strahlendes Doppelgestirn, dem zu Ehren ja hauptsächlich all die Pracht und Herrlichkeit entfaltet war.

Am 1. Pfingstfeiertage (20. Mai) bewegte sich eine feierliche Prozession zu der in der Mitte des Zeltlagers errichteten Kirche; da schritt Kaiser Friedrich in prächtiger Gewandung mit seiner Gemahlin Beatrix, geschmückt mit dem goldenen Stirnreif, und ihnen folgte mit der Königskrone auf dem Haupte der jugendliche Heinrich. Dem glänzenden Zuge voran trug Graf Balduin von Hennegau das Reichsschwert, eine Ehre, um die sich die Herzöge von Böhmen, Oesterreich und Sachsen, der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf von Thüringen gestritten hatten. Die Geistlichen und übrigen Fürsten, je nach ihrem Range und alten Herkommen geordnet, erwarteten den Kaiser und sein pomphaftes Gefolge in der Kirche.

Prachtvolle Gastmähler und rauschende Gelage schlossen den Tag, wobei Herzöge und Reichsfürsten die Ehrenämter des Truchsesses, Mundschenks, Marschalls und Kämmerers versahen. In schillernder Farbenpracht saßen Fürsten und Grafen in ihrer blendenden Tracht und glänzenden Waffenrüstung an der reichbesetzten Tafel und dazwischen die minniglichen Damen in samtenen und seidenen Gewändern, besetzt mit Perlen, Gold und Edelgestein. Es war ein herzerquickender Anblick, das buntfarbige Gewimmel zu schauen. Und darüber lachte der blaue Frühlingshimmel, strahlte wonnig die Maiensonne und weckte Scherz und Frohsinn in mannigfacher Gestalt. Liebliches Saitenspiel und lustiger Gesang ertönten allenthalben, zumeist vor dem Palaste des Kaisers, und glückliche Paare schlangen ihre Reigen auf den lenzesgrünen

Auen. Liebe zu Liedern und Saitenklängen blühte damals im deutschen Lande nicht minder, wie am Ebro, in der Provence und in Italien die Weisen der Troubadours ertönten. Hochgeehrt war die holde Musika, die adelige Dichtkunst, — die Gaya Scienta, — in Wahrheit eine „fröhliche Wissenschaft." Mit Entzücken lauschte man den Heldensagen vom mächtigen Kaiser Karl von seinen Paladinen, von Rolands Tod in Ronceval, vom König Artus und seiner Tafelrunde, sie sangen phantastische Abenteuer und Märchen von Zauberern und Feen,

„sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Hatte das Lied des Sängers gefallen, so lohnte ihn der Beifall der Hörer, lohnte ihn das süße Lächeln oder der feuchte Blick der liebreizenden Edelfräulein, lohnte ihn eine goldene oder silberne Kette aus der Hand huldvoller Fürstinnen. Und wie sich Ritter und Edeldamen ergötzten, so freute sich das Volk an den Liedern zum Tambourin, an den kräftigen Balladen und Sagen von Dietrich von Bern und Siegfried, dem Drachentöter. Feierte doch damals grade besonders höfische Dichtkunst ihr verheißungsvolles Erwachen, und wohl mögen ihre ersten Töne in Mainz erklungen sein.

Am folgenden Tage (21. Mai) fanden nach der Frühmesse Waffenspiele und Turniere statt, bei denen vornehmlich des Kaisers Söhne, Heinrich und Friedrich, ihre Gewandtheit beweisen sollten, bevor sie den Ritterschlag empfingen. Da zeigte sich die Geschicklichkeit in Handhabung von Schild, Lanze, Schwert und Banner und im Lenken der wiehernden Rosse. An 20,000 der schönsten und edelsten Ritter in den kostbarsten Rüstungen tummelten sich damals in den

Schranken. Auch der Kaiser, gefolgt von dem Grafen Balduin von Hennegau, seinem Lanzenträger, erschien in der Mitte, immer noch ein jugendlicher Held, was die Führung der Waffen betraf.

Nach Beendigung dieses glänzenden Kampfspiels wurden die beiden Kaiserssöhne, die ihre Waffenprobe zur Zufriedenheit bestanden, feierlichst mit dem Schwerte umgürtet, mündig gesprochen und zu Rittern erklärt. Freigebig verteilten diese dann zur Erinnerung an den frohen Tag Pferde und Gewänder, Gold und Silber an Knappen, Sänger, Pilger, Gaukler und Bettler, und sich gegenseitig überbietend ahmten das schöne Beispiel Fürsten und Große nach. Da sah man viele fröhliche und beglückte Gesichter, und laut erscholl da Lob und Dank aus aller Munde. Tausende verkündeten den Ruhm und die Herrlichkeit des Kaisers und seiner Umgebung in alle Lande, und unsterblich lebte die Erinnerung fort im Lied. Heinrich von Veldeke, der Dichter der „Eneit" (Aeneide d. i. Irrfahrten des Aeneas), der diesem glänzenden Feste beigewohnt, entlehnte die Worte und Vergleiche bei der Schilderung des Hochzeitsfestes seines Helden Aenaes mit der Karthagerin Dido seinen Erlebnissen des Mainzer Reichsfestes. „Manch 1000 Mark ward dort verzehrt und ausgeteilt," — singt er, — „ich denke, alle, die jetzt leben, haben nie etwas Großartigeres gesehen, man wird davon noch singen und sagen über 100 Jahre, ja bis an den jüngsten Tag wird man verkünden von der Ehre, so da geschah an Kaiser Friedrich zu Mainz."

Ein anderer Dichter, der dem Feste beigewohnt, der Troubadour Guiot de Provins, verglich es mit den Hoffesten des Alexander, Caesar und Artus und rühmte, daß man noch nie seines Gleichen gesehen.

Aber nicht blos weltliche Pracht und Herrlichkeit entfaltete das Mainzer Reichsfest in nie dagewesenem

Glanze, es zeigte vor allem den Kaiser auf dem Gipfelpunkte, die Kraft der Hohenstaufen und ihre weltgebietende Stellung in ihrem Zenith. „Die Blüte des Rittertums, die Macht des Reiches, die Größe der Nation, die Glorie des Kaisertums faßte sich in einem hohen Bilde zusammen. Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie wieder eins gefeiert hat."

Und der Schauplatz dieses glänzenden Festes war Mainz, die „vornehmste Stadt Deutschlands," wie sie schon im 11. Jahrhundert hieß, die auch damals in Handel und Wandel einen Aufschwung erlebte, daß man ihr den Ehrennamen „das goldene" gab. Doch die fahrenden Kaufleute und die auf dem Rheinstrom dahinziehenden Schiffe erfreuten sich damals nicht der Sicherheit, wie heutzutage. Auf trotzigen Felsennestern hausten die Raubritter, welche die vorüberziehenden Handelsleute und Frachtschiffe ausplünderten, angesehene und einflußreiche Persönlichkeiten in Haft hielten und nur gegen hohes Lösegeld freigaben. Zum Schutze gegen diese frechen Räuber gründete der Mainzer Patrizier Arnold Walpod (d. i. der Gewaltbote) den mächtigen „rheinischen Städtebund." Diesem traten in der Folge außer einigen mächtigen Herren über 100 Städte, darunter Köln, Straßburg, Basel, Worms, Oppenheim und Bingen bei. Das Stammhaus dieses wackeren Vorfechters für Recht und Ordnung, „Zum Walpoden" lag hinter dem Dome in der Grebenstraße zu Mainz, und seine Verdienste hat in einer anmutigen Dichtung ein einheimischer Dichter, Alfred Börckel, gewürdigt.

So blühten wieder Handel und Wohlstand im goldenen Mainz, dessen Einwohnerzahl auf 20,000 stieg und das im Innern einen lebhaften Verkehr und Austausch entfaltete. Auf dem „Brande" erbauten sich die Bürger unter Beihilfe des Erzbischofs Peter von

Aichspalt ein prächtiges Kaufhaus in gotischem Stil, und gegenüber befand sich im Hause zum Isenburg eine Art Börse; an 400 Lombarden (Geldwechslern) sollen damals in Mainz ansässig gewesen sein, wie W. Velke in einer Abhandlung: „Zur Geschichte von Mainz im Altertum und Mittelalter" in der Festschrift zur Hafeneinweihungsfeier 1887 erwähnt.

Das „goldene Mainz" ward der Lieblingssitz des reichen Adels, der Mittelpunkt aller Festlichkeiten und Turniere; Künste und Wissenschaften fanden darin eine liebevolle Pflege. Die gotische Baukunst hatte ihre höchste Vollendung erreicht, wovon außer dem erwähnten, später abgebrannten Kaufhause die prächtige Liebfrauenkirche Zeugnis ablegte, die leider 1793 ein Opfer der Kriegesstürme ward.

In Mainz blühte ferner eine Meistersängerschule, an deren Spitze der zarte Sänger der Frauen, genannt Frauenlob, stand, den aus Dankbarkeit für ihre Verherrlichung nach seinem Tode in blumenüberdecktem Sarge edle Mainzerinnen auf ihren Schultern zu Grabe trugen und dem sie eine reiche Spende des gewürzigsten Weines auf seine Ruhestätte gossen. Außer dem verwitterten Gedenkstein im Kreuzgang des Mainzer Doms verewigt diese sinnige Huldigung der Mainzerinnen ein modernes Denkmal Schwanthalers, auf dem eine edle Frauengestalt einen Kranz auf des Sängers Sarg legt, und man liest die sinnige Inschrift: „Dem frommen Sänger der hl. Jungfrau, weiblicher Zucht und Frömmigkeit das dankbare Mainz (1842).

Kein Wunder, wenn eine so vom feinsten Dufte edelster Poesie umflossene Gestalt der Kunst reichen Stoff bot. Maler und Bildhauer fanden in Frauenlob einen dankbaren Vorwurf; zahllose Lieder singen seinen Ruhm, in einer episch-lyrischen Dichtung hat ihn der Mainzer Dichter Alfred Börckel verherrlicht,

in einer Opernkomposition Wilh. Jakoby, gleichfalls ein Mainzer Schriftsteller, in Romanform sein Leben und Dichten behandelt Gerhard Amyntor.

Und so wie Mainz schon von altersher bis in die Neuzeit die Heimstätte berühmter Dichter und Denker war, wie hier der Gelehrte Rhabanus Maurus grübelte und studierte und Fischart, genannt der „Meenzer", seine geistreichen und scharfen Satiren schrieb, wie in der Neuzeit der Philosoph Leibniz die höchsten Probleme des Denkens zu lösen versuchte, Bopp die vergleichende Sprachwissenschaft begründete und der unglückselige Weltumsegler Forster und Adam Lux sich von den Wogen der französischen Revolution treiben ließen, wie Kaiser und Feldherrn, Custine und Napoleon, Kurfürsten und deutsche Machthaber bis herab auf unseren greisen Heldenkaiser Wilhelm I., ehe er seinen Siegeszug nach Frankreich unternahm, hier weilten, so war auch Mainz die Wiege des größten Erfinders und Wohlthäters der Menschheit, Johannes Gutenberg, des Erfinders der Buchdruckerkunst, denn erst jetzt konnte man in Wahrheit sagen: „Es ward Licht!" Mit dieser segensreichen Erfindung um die Mitte des 15. Jahrhunderts datiert man mit mehr Recht den Beginn der Neuzeit als mit der Entdeckung Amerikas, denn Columbus eröffnete uns nur einen neuen Welt teil, Gutenberg aber die ganze Welt.

II.

Gutenbergs Abkunft und Aufenthalt in Straßburg.

„Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen, muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen." (Schillers „Glocke".)

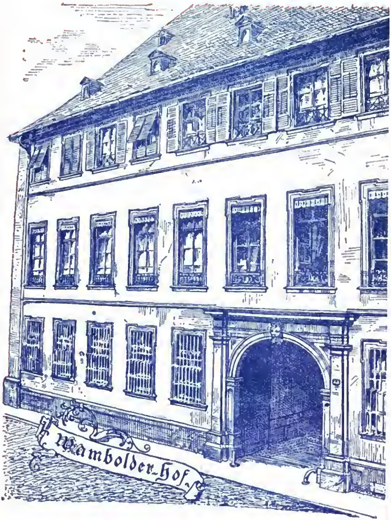
Ein ähnliches Dunkel, wie über Griechenlands größtem Dichter Homer, seiner Geburt und seinen Werken ausgebreitet ist, herrscht auch über des größten Lichtverbreiters Gutenberg Dasein. Weder das Jahr seiner Geburt, noch das seines Todes läßt sich mit Bestimmtheit festsetzen, seine Kindheit, seine Jugenderziehung, seine Thätigkeit, — ob er verheiratet gewesen, Kinder hinterlassen, welche Druckwerke ihm mit Sicherheit zuzuschreiben sind, — alles ist in undurchdringliche Dunkelheit gehüllt, ja selbst der Ruhm seiner Erfindung ist ihm bestritten worden. Streiten sich auch nicht sieben Städte, wie bei Homer, um die Ehre, ihm das Leben geschenkt zu haben, insofern Mainz diesen unbestrittenen Ruhm genießt, so wissen wir doch über seine Familie, seine Geschwister und deren Schicksale, über seine eigene Ausbildung und erste Beschäftigung, über seine Wanderjahre, etwaige Herzenserlebnisse so

wenig Greifbares und Anknüpfungsfähiges, daß es ungemein schwer hält, eine Biographie desselben zusammenzustellen.

Und doch wollen wir es versuchen, an der Hand der dürftigen und zum Teil zweifelhaften Ueberlieferungen, dem Leser ein Bild des Lebens und Wirkens dieses großen Mannes zu geben, wenn wir auch mitunter reinen Vermutungen und der puren Wahrscheinlichkeit Spielraum geben müssen.*)

Langwierige und erbitterte Kämpfe tobten, wie auch in anderen mittelalterlichen Städten, damals im Kurstaate Mainz zwischen den vornehmen und adeligen Geschlechtern, den Patriziern, und den Zünften einerseits, wie zwischen den Erzbischöfen und der Stadt andererseits. Zu den Geschlechtern, die eifrig und hartnäckig die Interessen der Patrizier verfochten, gehört auch das der Gensfleische, dem Johannes Gutenberg entstammte. So wird schon 1332 ein Ritter Friele zu dem Gensfleisch als einer erwähnt, der zugleich mit vielen anderen von dem Kaiser Ludwig mit dem Bann und schwerer Geldstrafe belegt ward, weil er sich an der Zerstörung kirchlicher Gebäude beteiligt hatte. Trotzdem sehen wir ihn, sowie seine Söhne zu Ende desselben Jahres bei einem aufs neue entbrannten Zwist zwischen Adel und Gemeinen wieder an der Spitze der Patrizier für deren Sache fechten. Sein Sohn Henne (Abkürzung für Johann) gilt für den Großvater jenes Frielo, den wir als den Vater unseres Helden annehmen und der nach dem Mainzer Einnahmen- und

*) Vergl. A. van der Linde's Geschichte der Buchdruckerkunst; Dziatzko: „Was wissen wir von Gutenberg?", Schorbach: „Straßburgs Anteil an der Erfindung der Buchdruckerkunst"; Dr. Wyß (Quartalbl. der Hist. Ver. v. Hessen 1879 und Centralbl. für Bibliothekw. VII. rc.), Dr. Falk: „Gutenberg, seine Person und Erfindung"; Alfr. Börckel: „Gutenberg" (E. Roth, Gießen).


Wambolder-Hof.

Ausgabenbüchern vom Jahre 1410 das Ehrenamt eines städtischen Rechenmeisters bekleidete und um 1420 verstorben sein muß.

Können wir nun auch heute das väterliche Stammhaus Gutenbergs selbst nicht mehr nachweisen, so wissen wir wenigstens die Stätte wo es gestanden. Es lag da, wo später der „Wamboldter Hof" errichtet ward, ein Gebäude, das in seiner jetzigen Gestalt erst 1702 besteht (Emmeransstraße 23). Beim Eintreten in die Hofflur des jetzt der Familie Lauteren gehörigen Hauses liest man links auf einer von dem Besitzer Christian Lauteren am 29. Januar 1825 eingelassenen Gedenktafel folgende Inschrift:

„Hof zum Gensfleisch, Stammhaus des Erfinders der Buchdruckerkunst, Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, worin er im Jahre 1398 geboren ward," allein sein Geburtsjahr steht durchaus nicht fest und es ist eher anzunehmen, daß er in der ersten Hälfte des letzten Dezeniums des 14. Jahrhunderts geboren ist, also 1390—95; ebenso wenig steht fest, daß er in diesem Hause das Licht der Welt erblickt hat. Dr. Falk *) plädiert für das neben dem Schöfferhof (früher „Hof zum Heimbrecht") gelegene Haus, genannt „Zur Laden," das zum Besitze des Geschlechtes „Gensfleisch" gehörte (Schusterstraße 16 u. 18); doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er im Stammhause der Mutter geboren ward; denn häufig pflegten die jungen Ehemänner in das Wohnhaus ihrer Gattinnen nach der Verheiratung zu ziehen, zumal, wenn die junge Frau, wie die Mutter Gutenbergs, einzige Tochter und Erbin ihres Geschlechtes war. Wer war denn nun diese edle Frau?

Sie hieß Else und war die Tochter des Werner Wyrich zum Gutenberg in Mainz. Ihr Stammhaus,

*) „Zur alten Topographie von Mainz", Verl von Joh. Falk III. Söhne, 1899.

der „Hof zum Gutenberg“ lag an der Christophskirche und gehörte schon 1391 zur Hälfte der Familie „zum Jungen“; es war sog. Judenerbe, d. h. eins der vom Magistrat konfiszierten Häuser vertriebener Juden, ward aber 1462 von Adolf von Nassau mit anderen derart in Besitz genommen; 1633 ward es von den Schweden zerstört. Lange lag es so in Trümmern, bis es der Kurfürst Joh. Phil. von Schönborn seinem Kanzler Mehl unter der Bedingung überließ, es wiederherstellen zu lassen. Dies geschah 1661; 5 Jahre später diente das Gebäude akademischen Zwecken, indem es teils zu Hörsälen der juristischen Fakultät der Universität, teils zur Aufstellung der Bibliothek verwandt ward. Hierauf erwarb es der kurfürstliche Kammerdiener Schröder und wandelte es in ein Kaffeehaus um. Von 1808—1894 besaß es die Mainzer Casino-Gesellschaft, dann brannte es ab und jetzt stehen Kaufläden und Privathäuser an seiner Stelle. Das Kasino siedelte auf die Große Bleiche über und verbrachte auch dorthin eine vom Mainzer Bildhauer J. Scholl (1827) im früheren Gutenbergshof errichtete 1½ Meter hohe Statue des Meisters, auf deren Rückseite man eine von dem Mainzer Fr. Lehne († 1836) verfaßte Inschrift liest:

„Was einst Pallas Athene dem griechischen Forscher verhüllte,
Fand der denkende Fleiß Deines Gebornen, o Mainz!
Völker sprechen zu Völkern, sie tauschen die Schätze des Wissens;
Mütterlich sorgsam bewahrt, mehrt sie die göttliche Kunst;
Sterblich war einst der Ruhm; sie gab ihm unendliche Dauer,
Trägt ihn von Pole zu Pol', lockend durch Thaten zur That;
Nimmer verdunkelt der Trug die ewige Sonne der Wahrheit,
Schirmend schwebt ihr die Kunst, Wolken verscheuchend, voran.
Wanderer, hier segne den Edlen, dem soviel Großes gelungen,
Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms.“

In der leider nun durch kein sichtbares Zeichen mehr kenntlichen Stätte, wo das mütterliche Stamm-

haus, der Hof zum Gutenberg, stand, ist vermutlich Gutenberg, der größte Träger und Förderer der Kultur, geboren.

Was ist nun weiter von der Familie Gutenbergs, seiner Kindheit und ersten Jugenderziehung bekannt? Leider sehr wenig.

Er erhielt in der Taufe den Namen Johannes, der in der Abkürzung Henne und in der Koseform Hennle oder Henchin d. i. Hänschen lautete, und vielleicht war sein Stiefonkel, der weltliche Richter Johann Leheimer, dessen Mutter als Witwe die Gattin des Werner Wyrich wurde, wie uns urkundlich überliefert wird, sein Pate. Johannes hatte noch einen älteren Bruder, der wie der Vater Frielo (Friele) hieß und mit Else, der Tochter des Jakob Hirtz verheiratet, in Eltville, wo die Familie Gutenbergs auch begütert war, lebte und dort vor 1449 starb. Da unser Meister später den mütterlichen Namen annahm, heißt er vollständig: Johannes (Henne) Gensfleisch zum Gutenberg oder schlechtweg Johannes Gutenberg.

Wie bereits erwähnt, läßt sich das Jahr der Geburt des großen Erfinders nicht feststellen; da aber die Eheberedung d. h. Vermählung der Eltern nachweislich 1386 stattgefunden hat, und er vermutlich das dritte Kind war, so läßt sich eher auf die erste Hälfte des letzten Dezeniums als auf die letzte des 14. Jahrhunderts raten, also um 1390—95.

Von der Jugenderziehung unseres Johannes wissen wir gar nichts, doch läßt sich annehmen, daß nach damaliger Sitte in vornehmen Häusern ihm ein Hausgeistlicher, sog. Kinderpfaffe, den ersten Unterricht gab. Die „Gensfleisch“ gehörten aber mit ihren Nebenlinien „zur Laden“ und „zum Sorgenloch“ damals zu den angesehensten und wohlhabendsten

Patriziergeschlechtern: aus ihnen gingen Bürgermeister und sonstige hohe Beamten der Stadt hervor, und außer mehreren Häusern und Höfen in Mainz besaßen sie noch Güter in Hechtsheim, Bodenheim und Eltville, und erst später sank ihr Wohlstand bis zur Dürftigkeit.

Wie nun mag der junge Johannes, der doch sicherlich, wie andere Junker seines Standes, eine vornehme Erziehung genoß, später zur Ausübung rein mechanischer Arbeiten oder technischer Fertigkeiten gekommen sein? Dies ist wohl eine berechtigte Frage, die uns zum Nachdenken reizt. Sehen wir uns einmal in seiner nächsten Umgebung um, ob wir nicht da vielleicht den Schlüssel dazu finden. Es ist bekannt, daß die alten Geschlechter von Mainz, zu denen ja auch die Gensfleisch gehörten, Münzrechte besaßen und ausübten. Sehen wir nun im Geiste den klugen, wißbegierigen Knaben in den Münzwerkstätten seiner Familie herumschleichen, neugierig und nachahmungssüchtig der Technik dieser Arbeit zuschauen, wem wird es da noch auffallen, daß er schon frühe auf verwandte und ähnliche Thätigkeit verfiel? Und kam dann später noch die Not und der Erhaltungstrieb, sowie auch der Ehrgeiz, etwas Tüchtiges und womöglich noch etwas Besseres, als das Vorhandene zu erfinden, hinzu, so können wir uns den Werdegang und Fortschritt seiner späteren Künste vom Goldschmied, Steinepolierer, Spiegelfabrikant, Graveur u. a. zum Buchdrucker sehr wohl erklären. Die Not macht ja bekanntlich erfinderisch.

Doch wir sprechen hier von materieller Not? Wieso kam denn eine solche über Gutenbergs Familie? Gehörte sie doch zu den reichsten und angesehensten. Ja, aber der Wechsel der Verhältnisse, der damals fast ununterbrochen infolge der stets wiederkehrenden Zwistigkeiten zwischen Patriziern und Zünften ein=

trat, brachte gar manchen Wohlstand zum Sinken. Gar viele mußten, je nachdem die eine oder die andere Partei die Oberhand erhielt, auswandern und das bittere Brot der Verbannung essen. So mußten 1411 nachweislich 112 Patrizier, unter denen auch Glieder der Familie Gutenbergs genannt werden, Mainz verlassen, und man vermutet, daß auch der Vater des Johannes bei den Auswanderern war. Ein noch heftigerer Streit entbrannte 1420 wegen des Vorrangs beim Einholen des Erzbischofs Konrad III., wobei die Patrizier den Zünftigen zuvorkamen und der plebejische Bürgermeister sich nachmals durch schwere Bestrafung der Patrizier rächte; doch um diese Zeit (1420) lebte, den Resultaten neuester Forschung zufolge, Gutenbergs Vater schon nicht mehr.

Ob er nun früher, wie man bis neuerdings annahm, sich unter den Ausgewanderten befand, ob er gar unseren Johannes mit in die Verbannung, und zwar nach Straßburg nahm, während seine Mutter und sein älterer Bruder Frielo in Mainz oder bei Verwandten in Eltville zurückblieben, — das sind alles vielumstrittene Annahmen, — sicher ist nur, daß in einer sog. Rachtung, d. h. einem Vertrag zwischen Zünftigen und Patriziern, der unter Vermittlung der Städte Frankfurt, Worms und Speier, sowie des Erzbischofs Konrad am 28. März 1430 zustande kam, zwar ein Georg Gensfleisch ausdrücklich von der Versöhnung ausgeschlossen, dagegen „Henchin zu Gudenberg" darin als „ytzund nit inlendig," d. h. gegenwärtig nicht einheimisch, zurückberufen wird. Dieser letztere ist ohne Zweifel unser Johannes Gutenberg.

Da bei den Zurückberufenen sein Vater nicht genannt wird, so war er um diese Zeit sicherlich nicht mehr am Leben, wie man denn auch sein Todesjahr er-

wähntermaßen bereits vor 1420 annimmt. Damit stimmt denn auch, daß wir in Urkunden von Rentenumschreibungen der Witwe und Söhne in den Jahren 1430—34 lesen.

Wo aber weilte unser Johannes während der ganzen, immerhin langen Zeit von seiner Geburt bis zum Jahre 1428, also beiläufig 30 Jahre lang? Darüber herrscht völliges Dunkel. Höchstwahrscheinlich lebte er mehrere Jahre lang vor seiner Rückkehr nach Mainz in Straßburg. Aber urkundlich ist er dort erst am 14. März 1434 nachweisbar. Er kehrte also, obwohl er schon infolge der erwähnten Rachtung vom 28. März 1430 die Erlaubnis hatte, in seine Vaterstadt heimzukommen, nicht sofort dahin zurück, und so erklärt sich auch die Thatsache, daß Mainz, das ihm eine Summe fälliger Renten schuldete, ihm dieselbe nicht zahlte, eben weil er trotz der Rückberufung nicht Folge leistete. Ein Rechtsgrund war dies freilich nicht, — nennen wir's Nachlässigkeit, Bummelei oder Verstimmung des Stadtrats über seine Nichtbeachtung der gegebenen Erlaubnis. Es handelte sich aber hier nicht etwa um eine Bagatelle, nein! die „viel vergessenen Zinsen," wie es in der betreffenden Urkunde heißt, betrugen 310 rhein. Gulden, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn Gutenberg auf jede Weise, wie er nur konnte, in Besitz seines Geldes zu kommen suchte. Nun wollte es der Zufall, daß der Mainzer Stadtschreiber Nikolaus von Werstadt (Wörstadt) sich in Straßburg aufhielt und ihn Gutenberg für die Zahlung der Mainzer Stadtschuld an ihn verantwortlich machte, ja, wie uns die betreffende Urkunde, — falls sie zuverlässig ist, — in Schuldhaft nahm, obwohl er selbst nicht der persönliche Schuldner war. Derartige Repressalien sind uns wohl aus der Zeit der Raubritter bekannt, — ein Götz von Berlichingen in

seinem Streit mit Nürnberg, ja auch zur Zeit der Reformation ein Franz von Sickingen in seiner Fehde gegen Worms, „warfen," wie man es zu nennen pflegte, Kaufleute, um sich schadlos zu halten oder an den Städten zu rächen, mit denen sie im Unfrieden lebten, — vom Rechtsstandpunkt aus wird aber dieser „Brauch", wie er z. B. von Dziatzko in seinem Aufsatz: „Was wissen wir von Gutenberg?" (Beiträge zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekwesens II, 1895) angenommen wird, schwerlich zu Rechtens anerkannt worden sein; auch heißt es ja, daß sich Meister und Rat der Stadt Straßburg ins Mittel gelegt hätten und daraufhin Gutenberg den Stadtschreiber freigegeben habe. Derselbe soll auch die Zahlung der betreffenden Summe zugeschworen, beziehungsweise sich dafür verbürgt haben, aber „zu Ehren und zu Liebe den Meistern und dem Rate der Stadt Straßburg" sagte Gutenberg ihn der Summe ledig und verzichtete damit wohl ganz auf ihre immerhin unsichere Zahlung. Auch soll die Stadt Mainz sich zu einer Leibrente von jährlich 12 fl. in 2 Terminen an Gutenberg verpflichtet haben. Darnach muß es ihm wohl damals leiblich gut gegangen sein, was später leider nicht so der Fall war, denn wir finden ihn nachmals fortwährend in mißlichen Geldverhältnissen. Wiederholt erscheint er als Schuldner des St. Thomas-Stifts in Straßburg, und diese Verbindlichkeiten gehen ihm noch lange nach. Womit beschäftigte er sich wohl zu dieser Zeit?

Urkundlich gehörte unser Meister zu Anfang des Jahres 1444 als „Zudiener" der Goldschmiedezunft an, vorher finden wir ihn nur als sog. Konstofler einer patrizischen Genossenschaft und nicht als einer der bürgerlichen Zünfte zugehörig erwähnt. „Konstofler" aber nannte man in Straßburg Mitglieder einer

lokalen Innung, zu der diejenigen Bürger zählten, die nicht einer Handwerkszunft als Gewerbetreibende zugeteilt waren: edle und reiche Bürger aus dem Kaufmannsstande, ferner solche, die von Renten aus Grundbesitz lebten, endlich auch unzünftige Gewerbetreibende. Mit Rücksicht auf sein Gewerbe als Goldschmied wird es aber Gutenberg nahe gelegt worden sein, sich nachmals in die betreffende Zunft aufnehmen zu lassen.

Für die Ausübung solcher technischer und industrieller Künste, wie die Goldschmiederei und verwandte Beschäftigungen war infolge der Kreuzzüge und der Anregungen, welche durch diese aus dem Orient nach dem westlichen Europa kamen, ein allgemeiner Aufschwung in Handel und Gewerbe fühlbar. Da waren es besonders die industriell damals schon bedeutenden Städte, wie Köln, Mainz, Straßburg, Basel, Ulm, Augsburg, Nürnberg u. a., in denen die Vorläuferinnen der Buchdruckerkunst, die Brief- und Kartenmalerei, der Metallschnitt und -guß, die Stempelschneidekunst und das Münzen eifrig betrieben wurden, gefördert durch den hohen allgemeinen Wohlstand und die zunehmende Sicherheit der Verkehrs- und Rechtsverhältnisse. Ob jedoch der Holztafeldruck der Buchdruckerkunst vorausgegangen, wie man bisher allgemein angenommen, wird neuerdings sehr bestritten und alle derartigen Proben für jüngeren oder gleichzeitigen Datums erklärt. Man lebte im Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, wo sich auf allen Gebieten des Wissens und Könnens ein mächtiger Flügelschlag regte. Da genügte dem alles befruchtenden und durchdringenden Geiste des Humanismus die langsame Schreibekunst nicht mehr, es galt blitzschnelle und massenhafte Verbreitung der Gedanken: wie das geistige Raketenfeuer in den brodelnden und sprühenden Hirnen der Vertreter neuer Ideen aufstieg, so sollte es auch in

gleichgestimmten und nach Aufklärung lechzenden Gemütern zünden. Und da ist es gewiß bedeutsam, daß keine der mittelalterlichen Universitäten „trotz ihres ausgedehnten Bedarfs an Büchern und ihrer großen und festorganisierten Schar von Handschriftenschreibern und -Händlern" die Erfindung der Buchdruckerkunst gebar, sondern die durch Handel und Industrie hervorragenden Städte Straßburg und Mainz.

Wo nun wohnte und wie lebte Gutenberg in Straßburg? Lebte er wie so mancher andere Grübler und Denker einsam und allein nur seinen Künsten und Gewerben, oder half ihm eine liebende und teilnehmende Gefährtin des Lebens Leiden und Freuden tragen, war er verheiratet und sorgte er für Weib und Kind, schlugen auch in seinem Herzen die wärmeren Empfindungen der Liebe und Freundschaft, war er gesellig oder verschlossen, hatte auch er Sinn für irdische Genüsse oder schwebte er nur im Reiche des Idealen? Das alles sind Fragen, die billigerweise sich Jedem aufdrängen, der für den großen Meister Interesse und Sympathie hegt und der den ungreifbaren und in mythischem Halbdunkel schwebenden Geist uns menschlich näher gerückt sehen möchte.

Leider lassen uns hier die Nachrichten sehr im Stiche und unserer Phantasie oder Kombinationsgabe ist ein weiter Spielraum gelassen.

Wir wissen nur, daß er vor 1444 im Kloster St. Arbogast, das außerhalb der Stadtmauer bei dem sog. „Grünen Berge" auf einer Illinsel vor dem Schirmecker Thore lag und im genannten Jahre von einer rohen burgundischen Söldnerschar der als Leuteschinder berüchtigten Armagnaken zerstört ward, wohnte und sich vielleicht unter den Verteidigern befand; wenigstens war er im Januar 1444 auf die Liste der Waffenfähigen gesetzt worden. Nun könnte ja der

Charakter des Klosters der Annahme widerstreiten, daß er darin mit Weib und Kind gewohnt; allein zu diesem Kloster gehörten ja sicherlich noch eine Reihe von Anbauten und Besitzungen, in denen sehr wohl eine Familie untergebracht sein konnte, und in der That führt uns eine Spur auf die Vermutung, daß er zu einer Dame in intimem Verhältnis gestanden habe.

Ein Straßburger Archivar aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Joh. Wencker, will in einem jetzt nicht mehr nachweisbaren Aktenstück eine Randbemerkung gelesen haben, wonach eine Straßburger Edeldame, genannt Anna zu der eisernen Thüre („Ennel zu der Iserin Thür"), im Jahre 1437 unseren Gutenberg, angeblich wegen versprochener Ehe, verklagte, über den Erfolg dieser Klage aber fand er nichts bei den Akten. Daraus hat man denn geschlossen, daß sich Gutenberg zu Straßburg verheiratet habe. Ja der Straßburger Gelehrte Joh. Daniel Schöpflin behauptet dies (1740) gradezu und veröffentlicht 1751 einen förmlichen Roman, wonach Gutenberg auch Kinder hinterlassen habe, kann dies aber nicht beweisen. Wenn nun hiergegen geltend gemacht wird, daß zur Vermählung mit einer Straßburger Bürgerin die Erwerbung des Bürgerrechts nötig gewesen sei, Gutenberg aber im Straßburger Bürgerbuch von 1440—48 nicht eingeschrieben war, sondern nur als dort wohnhaft, als sog. Hintersasse galt, so wird der Notwendigkeit einer solchen Bedingung zur Verheiratung von anderen Historikern widersprochen. Wohl ward durch Verheiratung die Erwerbung des Bürgerrechts erleichtert, aber letztere war zur Vermählung nicht unbedingt erforderlich. (Vergl. von Maurer: „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland".) Zur Annahme, daß Gutenberg verheiratet gewesen, stimmt die That-

sache, daß Gutenberg nach einem Steuervermerk im Straßburger Helbelingzollbuch vom Jahre 1443 an seine Taxe für 2 Personen entrichtete, ja einmal heißt es im Straßburger Pfennigzollbuch, allerdings ohne Zeitangabe, daß „diesen Zoll gegeben habe Ennel Gutenbergen." Klingt dies nicht wie eine Frau Gutenbergs oder wenigstens, daß sie vor der Welt seinen Namen trug? Oder muß man an eine Ennel aus der Verwandtschaft Gutenbergs denken, etwa an eine Schwester von ihm oder Frau eines Bruders, wozu doch auch jeder Anhaltspunkt fehlt? Warum soll denn nicht Ennel Gutenbergen dieselbe gewesen sein, wie jene verlassene oder um ihre Hoffnung betrogene Anna zu der eisernen Thüre? In einem 1761 erschienenen Werke: „Alsatia illustrata" heißt es auch, daß Gutenberg eine Elsässerin (Ennele zu der iserin thür), die letzte eines Adelsgeschlechtes geheiratet habe. Ihr Stammbaum und Familienhaus lassen sich aber sehr wohl in der Stadelgasse zu Straßburg nachweisen, auch kommt ihr Name wiederholt in einem Verzeichnis von Witwen und Jungfrauen, die zu Geldbeiträgen gegen die Armagnaken herangezogen wurden, sowie in einem Gabenverzeichnis aus dem Frauenhaus-Archiv um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor.

Ob nun eine derartige Anklage wegen Eheversprechens damals zu Rechtens galt und ob daraufhin ein Mann zur Einlösung seines Wortes, also zur Heirat gezwungen werden konnte, mag ja bestritten werden können, uns erscheint ein intimes Verhältnis Gutenbergs zu dieser Ennele mehr als wahrscheinlich, und Romanschriftsteller, wie Dichter, schöpften daraus dankenswerte Motive. So zeichnet uns Charlotte Birchpfeiffer Gutenberg in ihrem Drama als unglücklichen Ehemann, Ad. Stern in einem Epos glücklich vermählt, Alfred Börckel Ennele in

seinem neuerdings umgearbeiteten Drama: „Gutenberg“ in einem Art Zwitterverhältnis zwischen Braut und Haushälterin des Helden.

Welcher Art nun das Verhältnis zwischen den Beiden gewesen sein, welches Ereignis einen Bruch oder eine Scheidung veranlaßt haben mag, ob der Tod die wirkliche Ehe oder wenigstens ein intimes Zusammenleben unterbrach, ob Gutenberg ihrer, die ihn vielleicht nicht verstand oder für ihn bei seinen mißlichen finanziellen Verhältnissen ein Hemmschuh, ein Bleigewicht war, müde ward und sie böswillig verließ, — wir wissen's nicht, auch von Kindern, die Gutenbergs Namen getragen, haben wir keine sichere Kunde, wenn auch der Archivar Schöpflin dies behauptet (1751). Die Person der „Ennele zu der eisernen Thüre“ für eine reinmythische Figur zu erklären, wie dies A. van der Linde thut, dazu haben wir kein Recht. Auch Prof. Charles Schmidt will eine darauf bezügliche urkundliche Notiz s. Z. gelesen haben.

Versetzen wir uns also immerhin mit Bördels Phantasie in Gutenbergs peinliche Lage, daß Ennele, die ihm Haus hielt und im Gerede der Leute für seine Frau galt, ihm mit Klagen und Vorwürfen in den Ohren lag, warum er sie nicht vor Gott und der Welt zu seiner richtigen Gattin mache, daß aber unser Held bei seinen mißlichen finanziellen Verhältnissen sich noch nicht für fähig und hinlänglich gesichert hielt, einen Hausstand zu begründen.

Eines Tages kommt nun ein Mainzer Landsmann, der Stadtschreiber Nikolaus von Werstadt zu Besuch und wird trotz des ausdrücklichen Verbots von Ennele in Abwesenheit des Meisters auf neugieriges Forschen des Gastes hin in die Werkstatt der geheimen Künste geführt. Da kommt der Meister unerwartet hinzu, und zürnend weist er die ungehorsame Geliebte,

die sich seines Vertrauens unwürdig gezeigt, vor die Thüre, den Stadtschreiber aber behält er als Geißel für die Schuld der Stadt Mainz an ihn zurück. Was aber daraufhin erfolgte, davon schweigt der Dichter. Ennele ging mit der Drohung einer Klage wegen Bruchs des Eheversprechens weg. Hat sie es nun doch, wie der überlieferte Name Ennele Gutenbergen zu beweisen scheint, erreicht, daß sie der Meister heiraten mußte und dann finge in der That die Rolle des unglücklichen Ehemannes an, — oder ward sie mit ihrer rechtlich aussichtslosen Klage abgewiesen und verschwand in ruhmloser Verborgenheit und Vergessenheit? — Der Dichter versetzt uns mit einem kühnen Sprunge nach Mainz, und außer einer vorübergehenden Erinnerung gemahnt nichts mehr an einen erlebten Herzensroman oder eine überwundene Täuschung. Von einer reuigen Rückkehr zur alten Liebe hat der Dichter abgesehen, doch romanhafte Behandlungen der Gutenbergs-Geschichte haben sich auch diese effektvolle Rührszene nicht entgehen lassen. So Friedrich v. Khaynach: „Johann Gutenberg," sein Leben und Wirken in erzählender Form (Köln, Heyn). Von anderen gewaltsamen oder willkürlichen Entstellungen der, wenn auch skizzenhaft, so doch charakteristisch überlieferten Figuren durch dichterische Willkür werden wir noch später sprechen.

Kehren wir wieder zu etwas festerem Boden und der einigermaßen vorstellbaren Thätigkeit Gutenbergs in Straßburg zurück, so gibt uns hierüber ein interessanter Prozeß, wovon uns glücklicherweise noch authentische Aktenstücke erhalten sind, Aufschluß. Wir erfahren, daß unser Meister zur Betreibung mechanischer Künste Genossen gegen bestimmte Einstandsgelder annahm. Was waren denn dies für technische Gewerbe? Zunächst das Steinepolieren, d. h. das

Schleifen halbedler Schmucksteine, wie Achat, Onyx und Chalcedon, die in den Steinbrüchen von St. Wendel und Oberstein zu Tage gefördert wurden. Zum Schleifen verwandte man Zinnasche, auch weiche, sandige Steine, ferner Bleiplatten und feuchte Ziegelerde, sowie dickes Leder. Ums Jahr 1438 verband sich Gutenberg mit Hans Riffe, dem Vogt (d. i. Richter) von Lichtenau zur Anfertigung von Handspiegeln, deren man sich voraussichtlich bei der bevorstehenden Heilthumsfahrt (Wallfahrt) nach Aachen in Menge bedienen würde. Alle 7 Jahre pflegte diese wiederzukehren und immer viele Pilger anzuziehen. So zählte man dort z. B. im Jahre 1496 an 142,000 Wallfahrer, die in den Kirchen ungefähr 80,000 fl. opferten; denn Aachen war schon frühe seiner Reliquien wegen ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Zeigte man doch dort z. B. das Kleid der allerseligsten Jungfrau, die Windel des Herrn, das Tuch des hl. Johannes des Täufers, das Lendentuch Christi, womit er am Kreuze umgürtet war, ferner die vom Blute des Märtyrers Stephanus getränkte Erde u. a. Schon im 13. Jahrhundert bediente man sich aber nicht mehr, wie früher, metallener Spiegel, sondern sie waren schon, wie A. van der Linde (Geschichte der Buchdruckerkunst) behauptet, aus Glas mit einer Unterlage von aufgegossenem Blei oder Zinn. Das Glas ward in eine umrahmende Tafel eingefügt; mitunter wurden auch zwei Tafeln aufeinander geklappt, die zusammen ein verschließbares Kästchen bildeten. Die aus Holz oder Elfenbein bestehenden Rahmen waren mit reliefartigen Bildern aus der Mythologie oder dem höfischen Ritter- und Minnedienst geziert. Bestand gar der Rahmen dieser Handspiegel, die mit Blei vollgegossen wurden, aus Gold, so war es namentlich für die Goldschmiede ein sehr einträgliches Geschäft.

Mit Recht nimmt Schorbach („Straßburgs Anteil an der Buchdruckerkunst") an der Behauptung van der Linde's, daß auf solchen, doch religiösen Zwecken dienenden Handspiegeln frivole Abbildungen gewesen und die äußerlich vergoldeten Rahmen mit Blei vollgegossen gewesen sein sollen, Anstoß. Doch wie dem auch sein mag, ein gewinnbringendes Unternehmen war es sicherlich. Es ist also kein Wunder, daß sich auch andere an dieser Spekulation beteiligen wollten. Außer dem bereits genannten Vogt Riffe wurden von Gutenberg noch Andreas Heilmann, der Bruder eines Domherrn, und ein anderer Straßburger Bürger, Namens Andreas Dritzehn, gegen ein Einstandsgeld von je 80 fl. in die Genossenschaft aufgenommen, mit dem Versprechen eines bestimmten Gewinnanteils. Aber die Heiltumsfahrt ward um ein Jahr verschoben, und der erhoffte Gewinn stand also aus. Nun bemerkten einmal die beiden zuletzt aufgenommenen Genossen bei einem Besuche in Gutenbergs Wohnung, daß er noch andere, bisher vor ihnen geheimgehaltene Künste betriebe und verlangten in dieselben eingeweiht zu werden. Gutenberg verstand sich auch dazu, und der Gesellschaftsvertrag wurde auf 5 Jahre erweitert, worauf beide Andrese noch einmal 125 fl. Einstandsgeld zahlen und die Kosten für ihre Arbeit, beziehungsweise für die nötigen Anschaffungen dazu Jeder für seinen Teil zu tragen hätten. In dem Kontrakt war für den Sterbefall eines der Teilnehmer eine Klausel vorgesehen, die für die zurückbleibenden Genossen günstiger lautete, als für die hinterbliebenen Angehörigen des Verstorbenen, nämlich, daß seinen Erben ein für allemal 100 fl. herausgezahlt würden, das Gerät und die bereits gelieferte Arbeit aber der Genossenschaft verbleiben sollte. Es geschah dies ohne Zweifel im

Interesse der Geheimhaltung der Unternehmung. Gutenberg riskierte dabei doch das Meiste: die Preisgebung seines unvergüteten Geheimnisses, denn er, als der geistige Urheber der geheimen Kunst, hatte von vornherein gewissermaßen ein zinsentragendes Kapital eingelegt, das in seinem Todesfalle die überlebenden Theilhaber erbten. Immerhin aber war er diesmal so vorsichtig — späterhin war er es ja leider nicht in dem Maße — sich bei Lebzeiten wenigstens sein gewinnbringendes Kapital möglichst ungeschmälert zu erhalten, insofern er bei einem Todesfalle einer seiner Associé's die Angehörigen, beziehungsweise Erben desselben, mit einer relativ geringen Herauszahlung abfand, ohne sich zu verpflichten, dieselben an Stelle des Verstorbenen in seine Genossenschaft aufzunehmen. Es scheint, daß Gutenberg den baldigen Eintritt einer solchen Eventualität voraussah; denn es konnte seiner scharfen Beobachtungsgabe nicht entgehen, daß Andreas Dritzehn bedenklich kränkelte. In der That erlag er schon um Weihnachten 1438 seinem Siechtum, ohne allen seinen Verbindlichkeiten nachgekommen zu sein: er schuldete noch im Ganzen 85 fl. Beisteuergelder. Da er aber sein ganzes, wenngleich bescheidenes Vermögen für die Unternehmung geopfert hatte, ohne auch nur den geringsten Gewinn davon gehabt zu haben, so ist es nicht zu verwundern, daß seine Angehörigen und Erben mit der Herauszahlung der geringfügigen Summe von nur 15 fl. sich nicht abspeisen lassen wollten. Sein Bruder Jürgen (Georg) verlangte deshalb für sich und seinen Bruder Nikolaus, an des verstorbenen Andreas Stelle in der Genossenschaft aufgenommen zu werden. Allein Gutenberg ließ sich darauf nicht ein, und deshalb erhob Jürgen Dritzehn in seinem und seines Bruders Namen Klage wegen Schädigung ihrer Interessen, indem er die Herauszahlung der ganzen von Andreas ein=

gelegten Summe verlangte oder Aufnahme in die Genossenschaft. Aber Gutenberg, mochte es immerhin unbillig erscheinen, bestand auf dem Wortlaut seines Kontraktes, ja, er that scheinbar noch ein Uebriges, insofern er die genannten noch restirenden 15 fl. den Erben sogleich auszahlen zu wollen verhieß, obwohl er der Urkunde nach erst nach 5 Jahren dazu verpflichtet gewesen wäre. Auf den Vorhalt Jürgens hin, daß sein verstorbener Bruder einen großen Theil seines väterlichen Erbes verpfändet oder verkauft habe, antwortete Gutenberg:

„Das geht mich nichts an, ich habe nie mehr von ihm erhalten, als ich angegeben habe, ausgenommen ½ Ohm eingesottenen Weins (d. i. eingekochter Most), einen Korb mit Birnen und ½ Fuder Wein, das er und Andreas Heilmann mir geschenkt, während sie beide weit mehr ohne Entgelt bei mir verzehrt haben."

In den Akten ist wiederholt von Bleiankäufen, von „Formen" und von einer Presse die Rede, was auf typographische Studien schließen läßt. Kurz vor Weihnachten 1438 schickte Gutenberg seinen Knecht Beildeck zu den beiden Andresen, „alle Formen zu holen" und ließ sie in Gegenwart des Domherrn Anton Heilmann, des Bruders seines einen Teilhabers, einschmelzen, was derselbe einiger Formen wegen bedauerte. Dann wird ausdrücklich eine Presse erwähnt, deren sich Andreas Dritzehn in seiner Wohnung bei der Arbeit bediente. Weil nun die Leute neugierig waren, diese Presse zu sehen und Gutenberg dies von Anton Heilmann hörte, so sandte er seinen Diener Lorenz Beildeck zu Klaus Dritzehn mit dem Bedeuten, dieselbe doch ja Niemanden zu zeigen. Ferner hatte der Knecht den Auftrag, die einzelnen Teile der Presse auseinanderzunehmen, damit man ihre Konstruktion nicht recht erkenne. In gleicher Absicht soll sich auch Andreas

Heilmann an den Drechsler Konrad Saßpach, der die Presse verfertigte, gewandt haben, doch das Objekt sei nachher nicht mehr zu finden gewesen. Das alles in Zusamenhang gebracht mit der überlieferten Thatsache, daß etwa 3 Jahre vorher, um 1436, der Goldschmied Hans Dünne von Gutenberg bei 100 fl. verdiente „allein an dem, was zum Drucken gehört," läßt uns annehmen, daß Gutenberg sich schon während seines Straßburger Aufenthaltes mit typographischen Arbeiten, wenn auch vielleicht nur versuchsweise, beschäftigte. Führte ihn doch schon sein Gewerbe als Goldschmied auf diese verwandte Studien, namentlich die Anwendung einer Stanze, vergleichbar dem Prägestock beim Münzen. Mit dieser Annahme, daß sich nämlich Gutenberg schon in Straßburg mit Druckversuchen abgegeben, stimmt die Thatsache, daß sich in der Pariser Nationalbibliothek ein Druckfragment findet, das schon in diese Frühzeit gesetzt wird, ferner daß ein Prager Goldschmied, Namens Prokop Waldvogel (laut einer durch Abbe Requin 1890 zu Avignon entdeckten Aufzeichnung) bereits 1444, also nicht lange nach dem Dritzehn'schen Prozesse, zu Avignon die Herstellung beweglicher Lettern gegen Geld und das Versprechen der Verschwiegenheit gelehrt hat. Ohne Zweifel hat er diese Kunst in Straßburg, zu welcher Stadt er Beziehungen hatte, erlauscht, wohl gar von Gutenberg selbst erlernt. Ja, nach genauer Einsicht der Zeugenprotokolle in dem Dritzehn'schen Prozeß liegt der Verdacht einer Veruntreuung, sowie auch eines Verrates des Kunstgeheimnisses Gutenbergs sehr nahe. Vielleicht erfuhr es Waldvogel auf diesem Wege. Daß er aber nicht selbst der Erfinder dieses „künstlichen Schreibens" war, sondern Gutenberg, geht schon indirekt daraus hervor, daß der berühmte Lehrer und Rektor der Pariser Sorbonne, Wilhelm Fichet, der nachweislich auch in

Avignon studierte und den oben genannten Prokop Waldvogel auch kennen gelernt haben muß, nicht diesen als den Erfinder der Typographie nennt, sondern unseren Meister Johannes Gutenberg (in einem Briefe an Rob. Gaguin am 1. Jan. 1472).

Wenn uns Gutenberg in jenem Dritzehn'schen Prozesse auch hart erscheinen mag, insofern er auf dem Wortlaut seines Kontraktes bestand, so kann zu seiner Entschuldigung geltend gemacht werden, daß er sich damals ständig in Geldnot befand. Nicht nur blieb er im Juli 1439: 12 Schillinge vom Zolle schuldig, sondern er war auch, wie urkundlich nachweisbar ist, dem St. Thomaskapitel in Straßburg für 100 fl. haftbar, sowie er auch diesem Stifte eine Erbschaft seines Oheims Joh. Lcheimer verpfändete. Seine ganze damalige Habe wird auf 400—600 Pfd.-Heller (1 Pfd.=20 Schilling, 1 Schilling = 12 Heller oder 26 Pfg.) heutiger Währung taxiert, ein auch für damals sehr bescheidenes Vermögen.

Wie lange Gutenbergs Aufenthalt in Straßburg gewährt haben mag, läßt sich nicht feststellen; aus der Thatsache aber, daß sein Name zum letzten Male am 12. März 1444 in dem Straßburger Pfennigzollbuch als Entrichter eines Zolls von 1 fl. erwähnt wird, läßt sich schließen, daß er nach diesem Datum aus Straßburg verschwunden ist. Um diese Zeit fand auch der Einfall der Armagnacs, burgundischer Söldlinge, die unter dem Namen „Ecorcheurs", d. h. Leuteschinder, wegen ihrer Rohheit und Plünderungssucht verrufen waren, in das Elsaß statt, nachdem sie schon einmal vom 15. Februar bis zum 6. März 1439 in der Zahl von 10,000 berittenen Räubern plündernd und verheerend eingebrochen waren, 100 Dörfer in Asche gelegt und die Hauptstadt bedroht hatten. Am 18. September 1444 stürmten sie aufs neue Straßburg und plünderten das

Kloster St. Arbogast. Dadurch ward natürlich auch die friedliche Arbeit Gutenbergs zerstört, der wohl statt des Punzeisens damals das Schwert der Verteidigung ergriffen haben mag; wenigstens figuriert auch sein Name in einem der Verzeichnisse der Kontingente, welche die Zünfte dem Magistrat zur Abwehr der frechen Eindringlinge stellten. Er wird unter den Zunftgesellen der Goldschmiedekunst aufgezählt.

An der Stätte, die jetzt wüst und leer, auf einer Illinsel, beim sog. grünen Berge vor dem Schirmecker Thore, außerhalb der Stadtmauer Straßburgs, liegt, steht seit 1894 ein vom Gemeinderat infolge einer Stiftung errichteter Denkstein mit folgender Inschrift:

„Hier auf dem Grünen Berge wurde die Buchdruckerkunst erfunden und von hier aus wurde das Licht in die Welt verbreitet."

Dies klingt denn im Munde der Straßburger ebenso ruhmredig, wie siegesbewußt; die Wahrheit dieser Inschrift läßt sich jedoch mit ebensowenig Sicherheit verfechten, wie die von so mancher anderen Inschrift über Gutenberg.

Aber auch die Stätte, wo Gutenberg damals in Straßburg gewohnt, läßt sich nicht mit mathematischer Genauigkeit festsetzen. Zum Kloster St. Arbogast und namentlich zu dem „ußwendig des Klosters" genannten Areal, gehörte so ziemlich die ganze, jetzt „Grüneberg" genannte Gegend an der Ill, und namentlich, wenn wir an der Annahme, daß der Meister verheiratet gewesen, festhalten, dürfen wir seinen Wohnsitz nicht im Kloster selbst suchen, sondern da, wo St. Arbogast zugehörige Gebäulichkeiten gestanden haben mögen. Still und zurückgezogen muß der Grübler und Ausüber „geheimer Künste" auch wohl gelebt und wenig Verkehr und Geselligkeit gepflegt haben, sonst wüßten wir über sein Thun und Treiben Näheres

aus Berichten seiner Zeitgenossen. Es lag schon im Charakter des Geheimnisses seiner Kunst, sich möglichst von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Außer mit den genannten Teilhabern seiner geheimen Künste verkehrte er noch nach den Urkunden mit dem Dekan der St. Peterskirche, Antonius Heilmann, der wohl sein Vertrauter war, mit den Rittern Lutholb von Ramstein und Friedel von Sickingen, sowie mit dem Richter Hans Riffe.

Die Annahme, daß Gutenberg sich schon in Straßburg mit typographischen Vorstudien beschäftigt, gewinnt noch durch folgende Momente an Glaubhaftigkeit oder Wahrscheinlichkeit.

In einer allerdings verschwundenen Urkunde des Straßburger Stadtarchivs vom Montag nach Martini 1441 findet sich eine Notiz, die auch der Archivar Schneegans in Lempertz' Bilderheften brachte, wonach die Brüder Nikolaus und Andreas Heilmann vor den Thoren Straßburgs eine Papiermühle, die später „Karthäusermühle" hieß, besaßen. Hieraus erklärt sich das Interesse A. Heilmanns an Gutenbergs typographischen Versuchen. Ferner ist auffallend, daß der Drechsler Saspach, der Gutenbergs Presse in Straßburg verfertigte, diese Stadt zur selben Zeit, wie dieser, verließ (1444) und erst 1451 dahin zurückkehrte. Sollte er vielleicht mit Gutenberg nach Mainz gezogen und ihm dort bei der Errichtung einer neuen Druckerei behilflich gewesen sein? Leider fehlt zur Beglaubigung dieser plausiblen Kombination bis jetzt jeder Nachweis von dem Aufenthalte Saspachs in Mainz, wenn auch seine Entfernung von Straßburg 1444 und seine Wiederkehr dorthin 1451 durch bezügliche Einträge ins Straßburger Bürgerbuch nachgewiesen ist. (Vergl. Schorbach: „Straßburgs Anteil an der Erfindung der Buchdruckerkunst.")





III.

Entwicklung des Schrift- und Verkehrswesens

vor der Erfindung der Buchdruckerkunst.

„Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."
Schillers „Spaziergang."

„Die Sprache ist der Körper, die Schrift das Werkzeug, die Typographie die Waffe des Gedankens. (Ludwig Noiré.)

Ehe wir uns weiter umsehen, wohin sich Gutenberg, von seinem stillen Klosterasyl in Arbogast zu Straßburg vertrieben, gewandt hat, laßt uns, um die ganze Wichtigkeit, die wahrhaft kulturumwälzende und eine neue Zeit begründende Bedeutung der Erfindung der Buchdruckerkunst vollauf anzuerkennen und zu würdigen, einen Blick auf die Zustände und Verhältnisse menschlichen Lebens vor derselben und auf die allmählich sich entwickelnde und vorbereitende Art der gegenseitigen Verständigung, des Austausches und der Verbreitung des menschlichen Gedankens werfen.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnt in Wahrheit ein neues Weltalter, und wohl mit mehr

Recht, als mit der Entdeckung Amerikas oder mit der Reformation, muß man den Beginn der Neuzeit mit der Anwendung der Typographie setzen, etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts; denn wenn auch diese Erfindung ihrem rein technischen Wesen nach nicht die genialste Kunst genannt werden kann, insofern sie von mancher komplizierteren und scharfsinnigeren der modernen Zeit übertroffen wird, so ist sie doch „unstreitig ihrer kulturhistorischen Bedeutung und ihren geschichtlichen Folgen nach die bedeutsamste aller Erfindungen, sie ist nächst Sprache und Schrift die ewige Trägerin der Wissenschaft, der Gesittung, des allseitigen Fortschritts, der Freiheit, — in ihrem Mißbrauch freilich auch des Schwindels und der Entartung"; denn nicht mit Unrecht pflegt man auch zu sagen: „Er lügt, wie gedruckt." Doch sind ohne Zweifel die segensreichen Folgen dieser Erfindung ungleich größer und bedeutender, wie ihre nachteiligen; denn epochemachend, weltumwälzend, wahrhaft lichtverbreitend wirkte diese Kunst. Mit Recht markiert darum der Mainzer Philosoph Ludwig Noiré folgende Grenzsteine in der Kulturentwickelung der Menschheit:

„Drei Momente von unvergleichlicher Wichtigkeit bezeichnen die größten Fortschritte in der Weltgeschichte, insofrn die Geschichte unseres kleinen Planeten diesen stolzen Namen wirklich verdient.

Der erste war der Augenblick, da zuerst ein Laut, nicht mehr Ausdruck einer Empfindung, sondern mit einer objektiven, sichtbaren Vorstellung unlöslich verbunden, zur Bezeichnung der letzteren diente.

Das war der Ursprung der Sprache und Vernunft, der Eintritt in die Weltgeschichte.

Der zweite war der Moment, da dieser be-

deutungsvolle Laut selber durch eine sichtbare Vorstellung bezeichnet wurde und objektive Dauer erhielt.

Das war der Ursprung der Schrift, nächst der Sprache des gewaltigsten Mittels der Tradition, des mächtigsten Bundesgenossen des Menschengeistes.

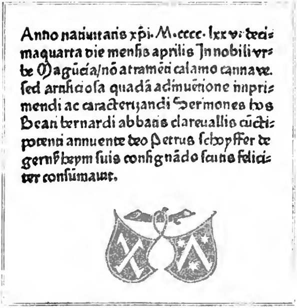
Die Verallgemeinerung dieser wunderbaren Kunst erreichte ihren Höhepunkt mit der Anwendung beweglicher Typen, mit der Buchdruckerkunst.

Da erst war es möglich geworden, daß nicht mehr einer mit dem andern, nicht mehr Auserwählte mit Auserwählten, sondern alle mit allen sich verständigen konnten."

Es liegt hier außerhalb des Rahmens und der Tendenz unseres Buches auf Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes mit Beleuchtung und Kritik der oder jener Theorie oder auf die Anschauungen alter und neuer Philosophen über den Ursprung der Sprache näher einzugehen. Nur weil wir oben die Aussprüche eines Mainzer Philosophen, Ludwig Noiré's, citiert haben, so wollen wir unseren Lesern seine Meinung über dies wichtige Problem, die er zum Schlusse seines geistreich und anregend geschriebenen Werks: „Der Ursprung der Sprache," ausgesprochen, zum Nachdenken vorlegen. Nach seiner Ueberzeugung entrang sich der Menschenbrust der erste sympathische Sprachlaut bei gemeinsamer, auf einen gemeinsamen Zweck gerichteten Thätigkeit. In der Freude über das gemeinsam Geschaffte erscholl mit gegenseitiger Anerkennung und Verständigung die bezeichnende Sprachwurzel für die Thätigkeit, beispielsweise des Grabens, Flechtens u. dergl. selbst und dann über das Objekt dieser Thätigkeit, die Grube, das Dach u. s. w.

Ein weiterer Fortschritt in der gegenseitigen Verständigung, in dem Austausch der Gedanken auch unter Stummen oder Abwesenden war die Fixierung gewisser äußerer, sichtbarer Zeichen, sog. **Schriftzüge** zur Bezeichnung der Sprachlaute — und so entstand als weitere Kulturentwicklung die Ausbildung der **Schrift**, die Aufstellung des **Alphabets**. Wir schöpfen im Nachfolgenden wesentlich aus W. **Wattenbachs** gründlichem Werke: „Das Schriftwesen im Mittelalter“ (Leipzig).

Außer **Stein** und **Erz**, worin Schriftzüge eingegraben wurden, findet sich schon frühe **Blei** verwandt, in das man seiner Weichheit wegen auch mit



Anno natiuitatis xpi. M.cccc.lxxv. deci-
maquarta die mensis aprilis In nobili vr-
be Magūcia/nō atramēti calamo canna ve.
sed artificiosa quadā adinuēcione impri-
mendi ac caracterizandi Sermones hos
Beati bernardi abbatis clareuallis cūcti-
potenti annuente deo Petrus schoyffer de
gernßheym suis consignādo scutis felici-
ter consūmauit.

Schrift aus dem Schöffer'schen Druck in Mainz (Facsimile).

dem Griffel schreiben konnte; im Altertum waren zum Schreiben W a c h s t a f e l n in allgemeinem Gebrauch, die man zusammenlegen und befestigen konnte. Nicht nur Aufzeichnungen von vorübergehendem Werte, wie Rechnungen, Konzepte, Briefe und Schulübungen, — nein! sogar auch Urkunden wurden in Wachs eingegraben. Später ward bei Briefen P a p y r u s üblich, die man auf Täfelchen durch Boten überbringen und auf deren Rückseite oft vom Empfänger die Antwort schreiben ließ; ausnahmsweise ward dazu wohl auch einmal Pergament genommen; in der Regel war das Wachs über H o l z t a f e l n gezogen; mitunter finden sich auch mit T i n t e beschriebene Holztafeln. Statt Holz- kommen aber innen mit Wachs überkleidete E l f e n b e i n t a f e l n in der römischen Konsularzeit vor, die zusammengeklappt oft so groß und stark waren, daß sie gelegentlich sogar als Waffe dienen konnten. Diese sog. D i p t y c h e n finden sich auch in christlichen Kirchen, um Bischöfe, Aebte und Wohlthäter darin zu verewigen; später wurden statt des inneren Wachses P e r g a m e n t b l ä t t e r eingelegt oder auch Namen mit Tinte aufgeschrieben. Schreibtafeln trug man am Gürtel nach und legte sie beim Schreiben auf den rechten Schenkel; ein solches Gehänge nannte man P e r p e n d i k e l (im 11. Jahrh.). Aus späterer Zeit kommt in der Ambraser Sammlung eine lederne Kapsel mit 5 mit schwarzem Wachs überzogenen Tafeln vor. Elfenbeintafeln verwandte man in Klosterbibliotheken gerne zu Einbanddecken kostbarer Handschriften, wie nach Ekkehards Erzählung in St. Gallen. Der Gebrauch der Wachstafeln für Aufstellung von Rechnungen und öffentliche Register erhielt sich lange bis über das 15. Jahrhundert hinaus, nachdem für den Privatgebrauch schon das Papier aufgekommen war.

Auch T h o n s c h e r b e n kommen im Altertum

als Schreibmaterial vor, wie uns in Griechenland das Verfahren der Verbannung eines gemeingefährlichen Bürgers durch den sog. Ostrakismos, d. h. Scherbengericht lehrt; man schrieb mit Tinte oder Farbe darauf, aber nur das trockene ägyptische Klima hat dergleichen Schriftzeichen bis auf unsere Zeit erhalten. So hat man ägyptische Schulaufgaben, Diktate in Hieroglyphenschrift und andere in griechischer und koptischer Schrift gefunden, wie Quittungen und Briefe. Auch auf Wänden, wie in Pompeji und in den römischen Katakomben liest man gemalte und eingeritzte Inschriften. Backsteine wurden bekanntlich seit uralter Zeit insofern als Schreibmaterial benutzt, als man mit dem Griffel Schriftzüge in den weichen Thon drückte, der dann gebrannt wurde. Dies Verfahren war namentlich bei Assyriern und Babyloniern üblich, doch finden sich auch griechische Ziegelfragmente mit Schreibübungen. Ebenso sind römische Backsteine mit Inschriften, teils mit eingedrückten Fabrikstempeln und Bemerkungen der Arbeiter, teils mit Alphabeten, mitunter auch Versen, zahlreich gefunden worden, ohne Zweifel meist Vorlagen zum Schreibunterricht. In alten etruskischen Gräbern fand man Tafeln von gebranntem schwärzlichem Thon, mit kurzen, dicken Stiften von Mergel, die einen weißen Strich gaben, höchstwahrscheinlich Schultafeln. Wir haben also schon dreierlei Material zu Schulzwecken kennen gelernt: Wachs-, Thon- und mit Tinte beschriebene Holztafeln. So verwahrt Wien die Hälfte einer auf beiden Seiten mit Tinte beschriebenen Holztafel, deren Schrift ins 4. Jahrhundert n. Chr. gesetzt wird, ohne Zweifel eine Schulwandtafel, deren Text aus Kallimachus und Euripides wohl zu Uebungen diente. Aehnlich ist ein weißbemaltes, mit Tinte beschriebenes Brett aufzufassen, auf dem die Worte getrennt und

die Silben durch Accente bezeichnet sind (im Brit. Museum). Bücher, die aus dünnen Tafeln von Lindenholz (oder Bast) bestanden, werden oft erwähnt und den ägyptischen Mumien waren Täfelchen mit Namen beigelegt. Auch Holztäfelchen mit Angaben von der Regierung vorgestreckten Geldern und Verpflichtung zur Rückzahlung fand man in Aegypten.

Holztafeln zum Schulgebrauch lassen sich zwar bei den Römern nicht nachweisen, wohl aber scheint es solche im Mittelalter gegeben zu haben, wie die sog. tabula atramentalis, die im 10. Jahrhundert der Aschaffenburger Cantor Gozmar einem Schüler entriß und ihn damit totschlug. Das allgemein übliche Schreibinstrument war wohl damals noch der Griffel, erst später tauchen Feder und Tinte auf. Arabische Kinder lernen auf weißen, glasierten Tafeln schreiben, von denen sich die Tinte leicht abwaschen läßt. Aehnlich, aber künstlicher und feiner, waren die weißen, in einer Tegernseer Handschrift um 1500 beschriebenen Pergamenttafeln, die mit einer Schicht von Bleiweiß übergossen wurden und auf die man mit Blei, Zinn, Kupfer oder Silber schreiben konnte.

Neben Holztafeln kommen vereinzelt beschriebene Schieferplatten vor. Ergreifend wirkt das Schiefersteintestament des Schiffbrüchigen auf Salas y Gomez von Chamisso, wenngleich poetisch erfunden. Interessant sind schließlich die auf Kerbhölzer gemachten Vermerke, namentlich bei Steuererhebungen. Hat sich doch die Erinnerung daran im gewöhnlichen Leben bis in die Gegenwart erhalten! Sagt doch z. B. die Marketenderin in „Wallensteins Lager" bei Schiller: „Das kommt nicht auf das Kerbholz."

Schon frühe gebräuchlich in Aegypten war als Schreibmaterial der Papyrus, eine Art Binse, die

übrigens jetzt dort gar nicht mehr vorkommt, wohl aber in Nubien und Syrien, wo sie in Blütenbüscheln aufschießt und woher unser Name Papier stammt. Die Zubereitung dieses Materials wird folgendermaßen beschrieben: Man zerlegte das Zellgewebe der Papyrusstaude mit einem scharfen Instrumente in dünne Schichten, wovon die mittelsten, als die breitesten, das beste Papier gaben, legte sie neben einander und dann eine zweite Schicht kreuzweise darüber; aufgegossenes Nilwasser brachte den Pflanzenstoff zur Auflösung, der sich dann fest miteinander verband, hierauf gepreßt, getrocknet und geglättet wurde. Schon auf den ältesten ägyptischen Wandgemälden sehen wir Schreiber mit Papyrusrollen abgebildet.

In Griechenland verdrängte nach Herodot der Papyrus als Schreibmaterial schon sehr frühe das altorientalische Leder; ebenso in Italien alle früher üblich gewesenen Schreibstoffe und blieb selbst nach Erfindung des Pergaments auch für den Hausgebrauch das übliche Material für Bücher, Briefe und Urkunden, ohne Zweifel, weil es billiger und bequemer war. Alle in Herculanum aufgefundenen Bücher sind auf Papyrusrollen geschrieben, und nur sehr langsam gewann das Pergament die Oberhand; die älteste Pergamenturkunde der Pariser Archive datirt von 671 und das letzte Original auf Papyrus von 692. In Italien wird noch vom Jahre 789 eine Urkunde des Erzbischofs Petrus von Mailand auf Papyrus bezeugt; doch werden schon in einem Reskript des Kaisers Leo vom Jahre 470 kaiserliche Reskripte auf Pergament erwähnt; es läßt sich also das Datum des Aufkommens des Pergamentes nicht so genau festsetzen.

Das erste der aneinander geleimten Papyrusblätter hatte den Namen „Protokollon", d. h. Erstgeleimte und trug den Namen des Beamten, der das De-

partement der Fabrikation hatte, mit Angabe von Zeit und Ort, was man gewöhnlich abschnitt; aber bei Urkunden verbot es Justinian, da das „Protokoll" ein Mittel zur Prüfung der Echtheit des Dokumentes sei. Nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber ward das „Protokoll" arabisch, wie es auf einer Bulle des Pabstes Johann VIII von 876 sein soll.

Nachdem die ägyptisch-arabische Industrie im 10. Jahrh. allmählich zu Grunde ging, insofern immer schlechteres Schreibmaterial fabriziert wurde, kam dann mit der Zeit billigeres und besseres auf, worauf man denn die Benennungen papyrus oder charta übertrug. An Stelle der Rollen, deren man außer den ägyptischen und herkulanischen keine mehr besitzt, kamen sehr frühe Bücher auf; so hat man schon aus dem 3. oder 4. Jahrhundert ein ägyptisches Buch mit chemischen Rezepten in griechischer Uncialschrift. Auch wurden Blätter aus Pappe gewonnen, die zu Einbänden aus Fragmenten zusammengeklebt waren. Ferner findet man bisweilen 2—3 gefaltete Papyrusblätter in einem Pergamentblatt, was später ebenso mit dem Papier geschah. Indeß erwies sich der Papyrus für diese Behandlung als nicht recht geeignet, wurde wohl auch immer seltener und wich allmählich dem dauerhafteren Pergament, das in Deutschland von vornherein der gewöhnliche Schreibstoff gewesen zu sein scheint. Für päpstliche Bullen gebrauchte man noch im 10. Jahrhundert ausschließlich Papyrus, nachmals aber scheint der Stoff ausgegangen zu sein, und man bequemte sich auch zum Pergament; Papyrus kommt zu diesem Zwecke 1057 zum letzten Male vor. Von anderen Schreibstoffen kommt Leinwand nur in der römischen Vorzeit vor; daß man auch auf Baumbast geschrieben, beweist das lateinische Wort liber für Buch, was ja unsprünglich „Bast" bedeutet; nur vereinzelt

mag das Beschreiben von Palmblättern (Einritzung von Namen) vorgekommen sein; kaum wenigstens wird die Benennung „Blatt" für ein Buchblatt daher stammen.

Seit uralten Zeiten war auch Leder als Schreibstoff im Gebrauch; so sollen u. a. die heiligen Schriften der Perser auf 1200 Ochsenhäuten geschrieben worden sein. Natürlich ahmten die Griechen diese Gewohnheit nach, und der Name „Felle" ging selbst auf die anderen Schreibstoffe, die nachmals in Gebrauch kamen, wie Papyrus und Pergament über. Bei den Juden sind noch jetzt in den Synagogen die Gesetzesrollen auf Leder geschrieben. So erhielt nach des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus Bericht Ptolemaeus Philadelphus vom Hohenpriester Eleasar ein mit goldenen Buchstaben auf Leder geschriebenes Exemplar der heil. Schrift der Israeliten und bewunderte besonders die Feinheit der Häute und die Unsichtbarkeit einer Naht beim Zusammenfügen zu einer großen Rolle. In Berlin befinden sich Fragmente eines hebräischen Pentateuchs auf 11 Blättern jetzt dunkelbraunen, dünnen Schafleders, etwa aus dem 15. Jahrhundert, im sog. Absalonsgraben gefunden, doch kommen auch Pergamentrollen bei den Israeliten vor, wie die Thora der Marienbibliothek in Halle.

In Irland wird eine Kuhhaut als Schreibstoff erwähnt, und auch bei uns hat sich bis in die Gegenwart die sprichwörtliche Redensart erhalten: „Das kann man auf keine Kuhhaut schreiben."

Ueber das Aufkommen des Pergaments erzählt Plinius Folgendes: Die Ptolemäer in Aegypten verboten aus Eifersucht die Ausfuhr des Papyrus, als König Eumenes II. (197—158 v. Chr.) in Pergamus eine große Bibliothek anlegte; doch dies mag wohl eine Fabel und der Kostenpunkt der Hauptgrund

gewesen sein. Man warf sich dann namentlich auf die Verbesserung der Tierfellbereitung, und so entstand die charta Pergamena (von Pergamus): die Haut wurde von den Haaren befreit, mit Kalk gebeizt, aber nicht gegerbt und die Oberfläche glatt und weiß zum Schreiben eingerichtet. Den so gewonnenen ziemlich harten Stoff konnte man auf beiden Seiten beschreiben und dadurch entstand eine ganz neue Form von Büchern. Außer Pergament kommt auch der Name „Membrane" vor.

Der Hauptvorzug des neuen Schreibmaterials war die größere Dauerhaftigkeit und daß es auf beiden Seiten beschrieben werden konnte, was sich bei der Rolleneinrichtung schon wegen des Anfassens von außen verbot. Das festere Pergament war in Buchform zum Blättern und Nachschlagen bequemer, und man konnte auch Zeichen einlegen. Endlich ließ sich auf Pergament größere Pracht entfalten, und besonders galt das babylonische für kostbar. Beachtenswert ist, daß beim italienisch-spanischen Pergament im Mittelalter, wenigstens bei Urkunden, die Rückseite gelb oder grau, die innere aber sehr weiß und glatt war, woher der Name album („weiß") herrührt; das deutsche Pergament dagegen ist auf beiden Seiten kaum verschieden. Bei Buchformaten dürfte dies ohnehin weniger bemerklich sein; doch kann man auch hier eine gewisse Verschiedenheit zwischen sog. Fleisch- und Haarseiten wahrnehmen, die oft miteinander abwechseln. In Deutschland verwandte man mehr Kalbsfelle, deren dickeres Leder auf beiden Seiten mit Bimstein abgerieben, oft sehr deutlich sichtbare feine Furchen zeigt. Man unterscheidet davon das aus Schaffellen bereitete parchemin (engl. parchement). Auch Ziegenfelle wurden in Italien und Spanien zur Pergamentbereitung verwandt. In den Niederlanden kommt häufig sog. fran-

cenum oder froncenum, aus Schaffellen bereitet, vor, so in Rechnungen des 14. Jahrhunderts.

Das feinste Pergament lieferten die Häute ungeborener Lämmer; es ist sehr dünn, weiß und glatt, konnte aber immer nur zu ganz kleinen Handschriften verwandt werden, in der Regel zu Zaubersprüchen; wegen seiner Zartheit und Feinheit heißt es noch heute „Jungfernpergament.“ Von Eselsfellen hören wir dagegen nur vergleichsweise, und wenn auch viele „Esel“ schreiben mögen, so sind doch nicht „die Esel in des Wortes verwegenster Bedeutung die Träger der Litteratur gewesen,“ wie einmal witzelnd behauptet wurde, insofern sie ihr Fell zum Schreibstoff hergegeben hätten. Kalbsfelle findet Wattenbach zuerst in einer Formel des 9. Jahrhunderts erwähnt; Ziegenfelle galten für das beste Material; vereinzelt werden auch Kaninchen, Hasen und Katzen genannt. Die ältesten griechischen, aus Aegypten stammenden Handschriften von gelblicher Farbe sollen aus Antilopenfellen bereitet gewesen sein.

Die Zubereitung des Pergaments in Italien im späteren Mittelalter wird etwas anders als im Anfang berichtet; es hat oft eine grauliche Farbe und ist bei einiger Uebung leicht vom älteren zu unterscheiden. Selbst als schon das Papier aufkam, blieb doch in Italien das wenngleich teurere Pergament im Gebrauch. Gar bald war die Bereitung des Pergaments ein bürgerliches Gewerbe geworden, wofür sich die deutsche Bezeichnung „Buchfeller“ findet, deren schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden. Gutes Pergament war sehr gesucht, man mußte sich vor „fließendem“ hüten, auf dem die Tinte auslief. Verkauft wurde das Pergament nach Stücken, Häuten, Quaternen (d. h. Lagen von 4 Bogen bis 8 Blättern); beispielsweise kosteten 1454 in Deutschland 50 Häute 4 fl., wofür

man 4 Ries Ravensburger Papier bekommen konnte; in Baiern wird der Preis einer Haut oft mit 20 Denar (Heller) angegeben; das Jungfernpergament war erheblich billiger, weil die Häute kleiner waren.

Schon in alter Zeit ward das Pergament purpurn gefärbt, aber zuerst wohl nur für den Umschlag, oder das am oberen Rande der Rolle angebrachte Titelblättchen, doch bald kam auch die Mode auf, ganze Werke auf purpurnem Pergament mit Gold und Silber zu schreiben, wenn sich auch der heil. Hieronymus und Joh. Chrysostomus gegen solchen Luxus ereifern. Bekannt ist ja der Codex argenteus, die gotische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila in Upsala, wo in silbernen und goldenen Lettern auf Purpur geschrieben ist, wohl das älteste uns erhaltene Schriftstück derart. Aber auch in Wien befinden sich solche Fragmente der Genesis in griechischer Sprache, mit goldener und silberner Kapitalschrift auf Purpurpergament, mit sehr merkwürdigen, antik stilisierten Gemälden, — 24 Blätter, mit 48 Bildern. Und so sind noch andere interessante Denkmäler dieses Schriftentums erhalten; namentlich erlebte diese Prachtschrift im Reiche Karls d. Gr. einen neuen Aufschwung, vermutlich stammte die echte Purpurfärbung immer nur aus Konstantinopel, wenn auch aus Italien Rezepte erhalten sind. Seit dem 9. Jahrhundert aber verschwinden ganze Handschriften auf diesem kostbaren Stoffe fast völlig, und im dem prachtvollen Psalter Karls des Kahlen in Paris z. B. sind nur die ersten Seiten purpurn. Unter Otto I. erscheint wieder das byzantinische Purpurpergament mit gemustertem Grund und eingepreßten Randverzierungen. So sind die Briefe griechischer Kaiser an Päpste aus dem 12. Jahrhundert mit Goldschrift und Zinnober geschrieben. Vereinzelt findet sich goldene Kapitalschrift auf Azur, doch spielt auch

die Purpurfarbe oft ins Blaue, und in Wien sind zwei Gebetbücher auf schwarzem Pergament erhalten. Die Kunst der Purpurfärberei des Pergaments wird als eine Beschäftigung der Mönche erwähnt.

Der jüngste, jetzt allgemein herrschende Schreibstoff ist bekanntlich das Papier, über dessen Aufkommen und Herstellung die Gelehrten lange im Streit waren; infolge mikroskopischer und chemischer Untersuchungen ist aber jetzt darüber völlige Klarheit. Darnach lernten die Araber um die Mitte des 8. Jahrhunderts die den Chinesen schon früher bekannte Kunst kennen und die Behauptung der Verfertigung des Papiers aus roher Baumwolle ist damit widerlegt. Die Verwendung von Lumpen erwähnt zwar erst im 12. Jahrhundert der Abt Petrus von Cluny, aber es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß man nie etwas anderes zur Papierbereitung gebraucht hat. Man verwandte auch purpurgefärbtes, ja auch blaues Papier, wenn nicht etwa letzteres auch nur eine Nuance der Purpurfarbe war. So schrieb nach einem arabischen Berichterstatter Kaiser Konstantin IX. um 947 an den Kalifen Abderrhaman mit Goldschrift und die Liste der übersandten Geschenke war auf gleichen Stoff mit Silber geschrieben, und so finden sich noch andere ähnliche Schriftstücke.

Von den Arabern lernten die Spanier und die Italiener die Papierfabrikation, die besonders in Valencia betrieben ward; man hatte dafür den Namen Papirus, der in alten spanischen Zollgesetzen häufig vorkommt.

Im Abendlande und besonders in Deutschland, war schon sehr frühe das sog. Ravensburger Papier verbreitet; die erste deutsche Fabrikation wird der Familie Holbein zugeschrieben und aus ihrem Wappen das Papierzeichen des Ochsenkopfes und das

angebliche gotische h erklärt; doch ist der Ochsenkopf nachweislich älter und auch anderwärts weit verbreitet; auch das h wird bezweifelt und vielmehr für ein umgekehrt zu betrachtendes p, d. i. Papier erklärt. Sehr schwierig ist die Bestimmung der verschiedenen Papiere und Wasserzeichen und darnach die der Herkunft von Handschriften und Drucken, da sowohl die Nachahmung, als auch die Verbreitung sehr rasch arbeiteten. Für die Herkunft von den Arabern sprechen die frühesten Hauptorte der Papierfabrikation, wie Jativa, Valencia, Toledo, daneben Fabriano in der Mark Ancona. Bald zeichnen sich auch Padua und Treviso aus; das südliche Deutschland bezog sein Papier aus Venedig und Mailand, der Westen und Norden über Brügge, Antwerpen, Köln aus Frankreich und Burgund, wie man z. B. aus den Lilien u. a. Wappenzeichen erkennt; später kommen auch Papiere aus Lille und Lüttich vor.

Die ersten deutschen Papierfabriken scheinen zwischen Köln und Mainz gewesen zu sein; so wird um 1320 eine bei Mainz bezeugt. Um 1390 errichtete in Nürnberg Ulmann Stromer eine Papiermühle mit Benutzung von Wasserkraft, was dort neu war, und verschaffte sich dazu italienische Arbeiter. Die Ravensburger Fabrikation bezeugt eine urkundliche Notiz, daß um 1407 „drei Papierer ein Papir-Huß erbauten," und hier wurde das Papier mit einem „augenlosen Ochsenkopf" verfertigt, das man gerne in Kanzleien verwandte. Ja, im 15. Jahrhundert hatte die große Ravensburger Handelsgesellschaft auch Filialen in Valencia, Alicante und Saragossa. Das Konzil zu Basel gab wohl zu einer dortigen Papierfabrikation 1440 Anlaß; auch in Wilna wird eine ums Jahr 1474 bezeugt.

Von dem arabischen Worte razmah, Bündel, stammt wohl unser „Ries," 20 Buch (frz. main de papier, engl. quire u. cahier zu 25 Bogen. Der Preis wechselt

je nach Größe und Beschaffenheit des Papiers und jeweiligem Geldwert sehr. Sicher bezeugte Urkunden auf Papier sind solche vom König Roger von Sicilien und das älteste bekannte kaiserliche Schreiben auf Papier ist von Friedrich II., dem Hohenstaufen, im April 1228 aus Barletta an das Nonnenkloster zu Goeß in Steiermark (in Wien vorhanden); doch verbot 1231 derselbe Kaiser Papier zur Urkundenverwendung, weil es zu vergänglich sei, und so gelobten auch später italienische Notare bei ihrem Amtsantritt, kein Papier zu Urkunden zu verwenden; doch diente es viel zu anderen Aufzeichnungen.

Seit dem 14. Jahrhundert wird jedoch in Deutschland auch zu Urkunden der Gebrauch des Papiers häufiger, und bei Büchern pflegt man zur besseren Erhaltung Pergamentumschlagdeckel zu verwenden; in England hielt sich die Pergamentverwendung für Urkunden bis in die Gegenwart.

Wie beim Pergament, kommt es auch beim Papiere vor, daß es fließt, weshalb wir auf manchen Handschriften die zweite Seite halb leer gelassen sehen.

Abgesehen von den Diplomen und Wachstafeln war im Altertum die gebräuchlichste Form einer Schrift die Rolle, die anfänglich recht lang und erst seit Kallimachus kurz war. Das deutsche Wort Buch kommt ohne Zweifel vom Buchenholz, worauf unsere Vorfahren anfänglich ihre Runen „ritzten" (engl. to write); an die „Rolle" erinnert der Ausdruck volumen, wofür später rotula, französisch rouleau, doch fast nur noch für in dieser Form vorkommende Urkunden. Einzelne Abschnitte eines aus mehreren Rollen bestehenden größeren Werkes nannte man wohl außer volumen noch charta oder tomus (Abschnitt) und diese Ausdrücke blieben auch noch nach dem Abkommen der Rollen im Gebrauch. Das Wort „Bibliothek" hatte anfänglich nur die Be-

deutung eines zusammengehörigen Komplexes eines größeren mitunter in einem Kasten verwahrten Werkes, nicht die räumliche oder örtliche jetzige Bedeutung.

Als Normalmaß für die Länge einer Schriftzeile scheint zuerst die eines homerischen Hexameters (von 34—38 Buchstaben) gewesen zu sein, und je nach dem Umfang einer Handschrift scheint man zu 50 oder 100 Zeilen durchgezählt zu haben.

Die Anwendung von Rollen war also früher die allgemein übliche und sicher auch bequemste Form zur Aufzeichnung, sowie zur Verwahrung von Schriftstücken. So wurden einzelne Gedichte aufgehoben und dann zum Recitieren verteilt, und daher erklärt sich auch der Ausdruck der Rollenverteilung bei Schauspielern. Herolde traten so mit Wappenrollen auf, und in dieser Form wurden Urkunden und Notariatsinstrumente, meistens unbesiegelt, ausgestellt; unter letzteren kommen Inventarien bis zu 100 Fuß Länge vor und ein Prozeß auf einer 40 Ellen langen und 12 Zoll breiten Rolle. Vorzugsweise wurden Testamente auf Rollen verzeichnet, die man mit einem Faden umwickelte und versiegelte; sie sehen dann aus wie kleine Stöcke und lassen sich gut verwahren.

In England wurden alle königlichen Erlasse bis in die Gegenwart auf Pergamentrollen verzeichnet.

Unsere Buchform kommt zuerst bei den Wachstafeln vor, die man zusammenlegen oder auch wohl binden konnte; man nannte das einen Codex. Papyrus eignete sich weniger zu Buchform; er wurde gewöhnlich gerollt, Pergament aber gefaltet. Ein Pergamentband faßte in der Regel weit mehr als eine Rolle. Der lateinische Ausdruck liber für Buch bezeichnete ursprünglich wohl auch eine Rolle.

Das Format der Handschriften war im hohen Altertum eine breite Quartform, mit 2, häufig 3—4

Kolumnen auf einer Seite, wozu man schon großes Pergament haben mußte; nach dem 6. Jahrhundert kommt die Dreiteilung seltener vor. Für Hexameter eignet sich die Kolumneneinrichtung überhaupt nicht, sie sind dafür zu lang.

Außer der bereits erwähnten Urkundenform auf Erz- und Wachstafeln, auf Rollen, zusammengefaltet, mit einem besiegelten Faden verschlossen, ist die gewöhnliche Form die der offenen Briefe, in der Regel charta benannt. Da sie meist nur auf einer Seite beschrieben sind, heißen sie auch pagina; gewöhnlich nennt man sie Briefe. Auch die Bezeichnung „Handfeste" kommt dafür vor. Umfangreiche Urkunden schrieb man gegen Ende des Mittelalters in Form eines Quartbandes und zog die Siegelschnur durch alle Blätter.

Von Unterschriften der Aussteller, Beamten und Zeugen liest man im Altertum nichts; erst von den merowingischen Königen lassen sich solche nachweisen. Dafür kommen bald Monogramme auf oder auch Kreuze, zuerst an Bauten und Münzen, aber auch auf Konsulardiplomen und alten christlichen Grabinschriften. Besonders üblich werden sie bei den deutschen Königen, doch diente eigentlich die Besiegelung der Urkunden zur Beglaubigung. Der Siegel wurde teils aufgedrückt, teils angehängt in Kapseln, sog. Bullen. So bedienten sich die römischen Päpste der Bleibullen für Breven des Fleischerringes, und im Süden kommen Metallbullen verschiedener Art vor. Von Bulle leitet man die Ausdrücke bulletin und billet ab. Ein Zusatz ward auf ein vermittelst Besiegelung unzertrennlich verbundenes Pergamentstück (schedula, woher unser Wort „Zettel") gemacht.

Die Kassierung von Urkunden geschah durch Abschneiden des Siegels oder durch Einschnitte in's Pergament; ja, es kam ein paarmal vor, daß die Boten ge-

zwungen wurden, die Urkunden mitsamt Wachssiegel aufzuessen. Unser Wort „Brief" kommt von breve, sc. scriptum, ursprünglich Urkunde. Doch kommt das Wort Brief auch schon früh in der modernen Bedeutung vor, so im 9. Jahrhundert. In Aegypten hat man aufgerollte und zusammengefaltete Briefe auf Papyrus gefunden und die von uns bereits früher erwähnten Briefe griechischer Kaiser aus dem 12. Jahrhundert waren auf langen schmalen Rollen von Purpurpergament; im Abendland wissen wir nur von Briefen auf gefaltetem Pergament. Anfänglich bestand die Unterschrift nur aus einer Sentenz oder einem Segenswunsche und der Verschluß aus einem ganz schmalen Streifen Pergament, den man durch den Brief und das Siegel zog, so daß ohne Zerschneidung desselben der Brief nicht geöffnet werden konnte. Bei päpstlichen Schreiben wurde im 12. und 13. Jahrhundert die Hanfschnur der Bulle durch Löcher der Seitenwände gezogen. So werden auch die Breven unter dem Fischerring zusammengehalten.

Vom 14. Jahrhundert an nähern sich die Briefe immer mehr der modernen Form, und zur Bestellung hielten sich Fürsten und Städte eigene Briefboten.

Als Schreibgerät werden schon früh in Epigrammen erwähnt: Blei, Lineal, Tinte, Rohr, Bimsstein, Messer und Schwamm. Das Pergament ward abgeschabt und mit Bimsstein geglättet. Auch Kreide wird von Cäsarius von Heisterbach unter dem Schreibwerkzeuge erwähnt. Fehlerhafte Stellen im Pergament werden vom Schreiber umgangen, Risse und Löcher mit Leim verklebt oder zusammengenäht, mitunter auch sehr geschickt mit Pergamentstückchen ausgefüllt, resp. mit Pferdehaar eingenäht, oder auch mit bunten Seidenfäden eingefaßt.

In den ältesten Manuskripten finden sich auch schon deutliche Spuren von Linien, auf Papyrus mit Blei

gezogen, auf Pergament mit einem Griffel eingedrückt; doch stehen in griechischen Handschriften die Buchstaben seit dem 10 .Jahrhundert nicht a u f , sondern u n t e r den Linien. In alten Urkunden sieht man oft leicht eingeritzte Linien, doch kann man nicht recht erkennen, ob sie mit Blei oder Braunstift gezogen sind, dagegen zeigen sich vom 11. Jahrhundert an deutliche Bleistiftlinien, und vom 13. Jahrhundert kommen Tintelinien auf, manchmal jedoch nur am Rande angedeutet, mitunter gar keine bei zunehmender Vielschreiberei. Auf Purpurpergament, und auch sonst bei Uncialschrift sieht man Parallellinien, um zwischen ihnen Gleichmäßigkeit der Buchstaben zu erzielen, und in den zierlichen Handschriften des 15. Jahrhunderts bemerkt man oft rote und violette Linien.

Um Pergament zu liniieren, bediente man sich zunächst eines Zirkels, machte damit genau abgemessene Stiche und zog darnach die Abschnittlinien und Zeilen wohl anfangs mit einem Hölzchen, bald aber mit einem regelrechten Lineal. Auch auf der, wenngleich nicht beschriebenen Rückseite, sieht man die Linien, die anfangs über die ganze Breite hinübergingen.

Das natürlichste Schreibwerkzeug, zumal auf Wachstafeln, war der G r i f f e l ; man hat beinerne und bronzene. Der Name ist stilus oder graphium, mittelalterlich graphius, wovon unser Griffel abgeleitet ist; graphium bezeichnete in weiterer Bedeutung, namentlich in Frankreich: Schreibpult, Schreibstube, Registratur und Amt des greffier.

Die Schreiber verwahrten ihre Griffel in einem Behälter, den sie immer mit sich führten, und weil sein Handwerkszeug auch als Waffe dienen konnte, ließ Kaiser Claudius, wie uns Sueton berichtet, jedem derartigen Ankömmling sein Gerät abnehmen. P i n s e l scheinen schon früh außer Gebrauch und wohl nur noch

zur Goldschrift verwandt worden zu sein; das Wort ist vom lateinischen peniculus oder penicillus abgeleitet. Am meisten wurde im Altertum das Schreibrohr (calamus) angewandt, wozu der Nil das Material lieferte, was bündelweise verkauft wurde; ferner waren die Rohrfedern von Knidos ein sehr gesuchter Artikel. Hierfür, wie mitunter zur Verwahrung der Tinte, führten die Schreiber förmliche Behälter am Gürtel mit sich. Mitunter hängt das Tintenfaß an Schnüren am sog. Pennal, d. i. Schreibbehälter. In Italien heißt das Schreibzeug heute noch calamajo.

Erst spät kommt die Feder vor, deren man sich nur bedienen konnte, wenn man sehr scharfe Messer hatte; sie wird zuerst von dem Anonymus Valesianus erwähnt, wo er von dem Ostgotenkönig Theoderich erzählt, daß man ihm zur Unterschrift eine Art Schablone gemacht. Die technischen Ausdrücke dafür waren pennula, spul, scribekil, schribevedir, woher unsere Feder (engl. feather und pen, aber franz. plume).

Ein stumpfgeschriebenes Rohr konnte man wohl mit Bimsstein wieder schärfen, aber nicht die Feder, die man mit einem Messer spitzen mußte. Für Farben mußte der Spalt tiefer geschnitten werden. Auch Metallfedern und Bleistifte (zum Liniieren) kommen vor.

Was nun die Tinte anbelangt, so ist sie, obwohl sie in alten Handschriften manchmal bräunlich erscheint, doch zumeist vortrefflich und wird erst vom 13. Jahrhundert an, wo massenhafter geschrieben wurde, geringer, weshalb sie häufig grau oder gelblich aussieht, ja bisweilen ganz verblaßt ist. Ausnahmsweise ward dazu der Saft des Tintenfisches (sepia) benutzt, wie in Persius Satiren erwähnt wird.

Zur Bereitung wandte man in der Regel Feuer an, wofür bei Augustin und Fortunat die Benennung encaustum später incaustum (franz. encre, engl. ink)

kommt; unsere „Tinte“ wird vom spanischen tinta (lat. tincta v. tinguere tauchen) abgeleitet.

Im Altertum behandelte man die Tinte, wie jede andere Farbe und konnte sie mit dem Schwamm abwaschen. Der mittelalterliche Schreiber aber konnte sich desselben nicht bedienen, sondern mußte radieren und dann die betreffende Stelle mit Kreide glätten.

Als Bestandtheile der Schreibtinte (atramentum librarium) gibt Plinius Ruß und Gummi an; Marcianus Capella erwähnt zuerst die Galläpfel, jedoch haben die Alten auch schon metallische Tinte, wie Zusatz von Kupfervitriol, gehabt, da die frühere gebräuchliche auf Pergament nicht gut haftete. Ein förmliches Rezept lesen wir in einem Werke des Teophilos aus dem 12. Jahrhundert: „Man nehme Rinde von Dornenholz, lege sie in Wasser, um den Farbstoff auszuziehen, trockne die Masse und wenn man die Tinte brauchen will, mache man sie mit Wein und etwas atramentum über Kohlen an.“ Unter atramentum ist nach Hendric Vitriol zu stehen. In allen Rezepten dieser Zeit sind Galläpfel und Vitriol die Hauptbestandteile der Tinte, gewöhnlich wird auch noch Wein dazu genommen, seltener Essig. Früher verwandte man auf die Bereitung der Tinte mehr Sorgfalt, als später, wie wir aus diesbezüglichen Klagen schließen können.

Ueber die F o r m der T i n t e n f ä s s e r wissen wir, daß es häufig ein einfaches H o r n war, das man durch eine Oeffnung des Schreibpultes steckte. So erhielt der Karthäuser zwei Hörner, wohl eines für rote und das andere für schwarze Tinte. Von diesem cornu (Horn) leitet man das französische cornet ab. Der allgemein übliche lateinische Ausdruck für Tintenbehälter war scriptorium, woher das französische écritoire. Unser deutsches „Schreibzeug“ ist umfassender und schließt „Rohre“ und „Federn“ mit ein.

Rote Farbe wurde schon von den alten Aegyptern angewandt, um die Abschnitte in den Handschriften besser hervorzuheben, aber auch zur Verzierung. In den Handschriften der Klassiker aus den ersten Jahrhunderten finden wir zumeist die ersten Zeilen rot, besonders dient sie zur Uebersichtlichkeit des Textes; im Mittelalter pflegte man jedes bedeutendere Wort mit einem roten Striche zu bezeichnen. Auch die Daten findet man rot und manchmal den ganzen Text, während der Kommentar schwarz ist. Vereinzelt kommt der Titel vergoldet, citirte Worte blau vor.

Immerhin müssen wir eine so ausgedehnte Verwendung der roten Tinte für eine Ausnahme halten, ebenso die blaue; beide Farben wurden vom 13. Jahrhundert an regelmäßig zu Anfangsbuchstaben und sonstigen Verzierungen verwandt; auch grüne Buchstaben kommen vor. In Byzanz war der Gebrauch von Purpurtinte den Kaisern vorbehalten. Die Briefe griechischer Kaiser an römische Päpste aus dem 12. Jahrhundert in Gold auf Purpur haben nur das mit Zinnober geschriebene Datum, erst von 1277 an findet sich die vollständige Namensunterschrift. Diese Sitte ward auch von anderen Fürsten nachgeahmt.

Goldschrift finden wir schon im Altertum vielfach angewendet, und im byzantinischen Reiche findet man ganze Handschriften in Gold, dann nur die Ueberschriften oder die ersten Seiten, den übrigen Text oft in Silber. Mitunter erkennt man an abgesprungenen Stellen Unterlagen roter Farbe. In Rom wird die Kunst der Goldschrift im 10. Jahrhundert verbürgt. Ebenso kommen in England Beispiele vor und in Frankreich schon vor Karl d. Gr. Gold- und Silberschrift. Außer purpurner Pergamentunterlage findet sich auch Gold auf weißem Grund. Vom 13. Jahrhundert verschwindet diese kostbare Schrift fast völlig, oder

wo sie sich findet, stellt sie sich als Blattgold auf rotem Untergrund heraus. Von deutschen Kaiserurkunden werden mehrere derart verwahrt, doch ist ihre Aechtheit z. T. mit Recht bezweifelt worden.

Ueber den Schreibunterricht lesen wir schon in Plato's Protagoras eine bezeichnende Stelle, wonach die Buchstaben auf Wachstafeln vorgezeichnet und ihre Umrisse von den Knaben nachgezogen werden mußten; bei Seneca finden wir dieselbe Methode, nur mit dem Zusatze erwähnt, daß den Schülern die Hand geführt wird. Um die Kinder zuerst mit den Formen bekannt zu machen, gab man ihnen auch Buchstaben von Elfenbein, Cedernholz oder Buchsbaum. Alphabete auf Ziegelsteinen mögen wohl weniger zum Nachziehen als zu Vorschriften gedient haben. Der Schreiblehrer hatte den tönenden Titel: Doctor librarius, wenn es auch manchmal nur ein Freigelassener war, wie denn ein solcher des C. Afranius auf einer Inschrift desselben seiner Kunst wegen noch den Beinamen Graphicus führte.

Im Mittelalter kannte man die deutschen Volksschulen nur unter der Benennung „Schreibschulen" und der Lehrer hieß „Schreibermeister." Gute, alte Muster waren beim Unterricht eine Hauptsache, wofür der Ausdruck „Patrona" vorkommt. Auf eine gute Handschrift wurde schon im Altertum Wert gelegt, und es gab darüber frühe förmliche Vorschriften. Die Konstruktion des Schreibstuhles (cathedra) war nicht nebensächlich; nicht minder der Einfall des Lichtes und die Beschaffenheit desselben beim Schreiben. Auch sonderbare Mittel, das Blatt beim Schreiben festzuhalten, sehen wir auf Abbildungen angewandt: so hält ein Schreiber sein Blatt mit einem gekrümmten Messer, oder eine Kugel, oder ein Band hält es fest. Gerne betont der Schreiber bei der Unterschrift die ge-

habte Mühsale und preist sich glücklich, „den Hafen erreicht zu haben.“ Ferner wird über Schwäche der Finger und besonders der Augen bei zunehmendem Alter viel geklagt, und schon frühe finden wir die Anwendung von B r i l l e n, sog. Augenspiegel (ocularia, specula, berilla).

Die Zeitdauer beim Schreiben war natürlich nach der Geübtheit des Schreibers und der Art der Schrift sehr verschieden. Beispielsweise erforderte ein prächtiges neues Testament der Wiener Hofbibliothek von 278 Blättern in Großfolio 6 Monate Zeit. Um Material und wohl auch Zeit zu sparen, kam man schon frühe zu Abkürzungen. Ueber die Schriftarten gibt es verschiedene Benennungen, und eine Art von Druckverfahren, besonders für sehr große Buchstaben vermittelst Stanzen, die die einzelnen Bestandteile der Buchstaben enthielten, kam schon im 15. Jahrhundert vor und später vermittelst Schablonen oder Patronen.

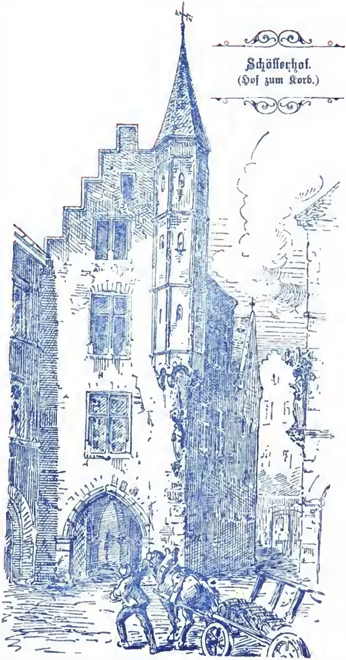
Die Sitte, beschriebenes Material, nachdem man die ursprüngliche Schrift weggewaschen, noch einmal zu benutzen, findet sich schon im Altertum, und so entstanden die P a l i m p s e s t e. Beim Pergament genügte aber nicht immer das bloße Abwaschen oder Abreiben mit Bimsstein, sondern man mußte mit dem Messer kratzen oder schaben. Nicht immer war es Barbarei oder Mangel an Pietät, was die Benutzung ehrwürdiger oder klassischer Werke auf vielleicht schadhaft gewordenen Exemplaren zu profanen oder ephemeren litterarischen Zwecken veranlaßte. Bei dem damals noch vorhandenen Büchervorrat ist sicherlich nicht an die Absicht zu denken, durch Wiederbeschreibung eines Pergaments einen Schriftsteller vernichten zu wollen. Manchmal erkennt man die Wertlosigkeit oder Unbrauchbarkeit des alten Textes, und man findet, daß

schadhaftes, löcheriges Pergament wesentlich zu Konzepten benutzt ward.

Zur Herstellung der ersten Schrift hat man auf Palimpsesten verschiedene Mittel angewandt, u. a. Galläpfeltinktur, aber nicht immer mit Erfolg. Niebuhr und Mone empfehlen Schwefelkalium, aber Schwefelammonium verdient den Vorzug, weil es das Pergament weniger angreift. Von anderen chemischen Mitteln und ihren zweifelhaften Erfolgen hier zu reden, würde zu weit führen. Glücklicherweise ist jetzt die Kunst des Photographierens soweit gediehen, daß man das für einen Moment durch Anwendung von Chemikalien gewonnene Resultat fixieren kann. Doch ist vor betrügerisch hergestellten sog. Palimpsesten dringend zu warnen. Um das Alter der verschiedenen Schriften von einander zu unterscheiden, hat man mit Erfolg Salzsäure angewandt, wodurch neue Tinte sofort vertilgt wird, während die ältere widersteht.

Welcher eminente Vorteil durch die Buchdruckerkunst geschaffen wurde, erhellt schon durch die eine Thatsache, daß eine Korrektur für alle Exemplare einer Auflage gedruckter Bücher genügte, während jede Abschrift mit dem Original verglichen werden mußte.

Je häufiger die Bücher abgeschrieben wurden, desto größer ward die Fehlerhaftigkeit und Unzuverlässigkeit des Textes, und bald stellte sich die Notwendigkeit heraus, kritisch bearbeitete und beglaubigte Exemplare des betreffenden Schriftstellers wieder herzustellen. Halbwisserei mit dünkelhafter Verbesserungssucht, mit willkürlichen oder unsinnigen Einschiebseln oder Entstellungen wirkten hier schlimmer, wie baare Unwissenheit, oder mechanisches, gedankenloses Abschreiben, zufälliges Versehen oder einfaches Mißverständnis, wie Verwechslung ähnlicher Buchstaben z. B. „u“ und „n“. Deshalb regte sich schon frühe die Kritik berufener und gelehrter



Schöfferhof.
(Hof zum Korb.)

Männer. Bekanntlich war das Bücherabschreiben eine Hauptbeschäftigung der Mönche im Mittelalter.

Außer der Schrift selbst ward vielfach Malerei mit roter Farbe, besonders zur Bezeichnung der Rubriken verwandt, die ja daher ihren Namen haben; doch es kommt häufig vor, daß die betreffenden Buchstaben nur hierzu vorgezeichnet sind, oder Initialen gar ganz fehlen, da die Bemalung später vergessen wurde. Vom 10. Jahrhundert an wird das Rot lebhafter und ist in der Regel von großer Schönheit. Nach einem Rezept gegen Ende des Mittelalters soll Zinnober mit Wasser gerieben und mit Eiweiß und etwas Eigelb angerührt werden; in griechischen Handschriften ist eine mehr kirschrote Farbe bei Verzierungen und am Eingang der Bücher bemerklich. Der technische Ausdruck miniare gilt dann für Verzierungen überhaupt.

Die weitere Entwicklung der sog. Miniaturen jedoch bis zur förmlichen Illustration von Büchern gehört ins Bereich der Kunstgeschichte. So nehmen die Initialen oft ganze Bilder in sich auf und neben der roten Farbe kam auch sehr bald Azurblau zur Anwendung.

Schon frühe suchte man zusammengehörige Blätter durch Leimen, Nähen oder Einbanddecken zusammenzuhalten, und so entwickelte sich später ein förmliches Gewerbe der Buchbinder, wenn auch in Klöstern die Geistlichen dies zumeist selbst besorgten. Ebenso verwandte man schon frühe große Sorgfalt auf das kunstgerechte Falzen der Bogen. Gewerbsmäßige Buchbinder sind z. B. in Köln um 1300 nachweisbar.

Die einfachste Art des Einbandes war, wenn man nicht etwa des bloßen Schutzes wegen nur die erste und letzte Seite frei ließ, ein Pergamentblatt. Um die verschiedenen Teile eines Werkes oder die zu einem Bande vereinigten Schriften leichter auffinden zu

können, befestigte man am Anfang derselben Pergamentstreifen, die aus dem Schnitt hervorragten. Ebenso legte man Schnüre und Bänder ein, die man Register nannte.

Man hatte früher starke, alte Einbände aus festem Holz, ganz oder teilweise mit Leder, zuweilen auch mit Sammet oder Seide überzogen und mit metallenen Beschlägen und Schließen. Solche Einbände waren recht kostbar. Ueberhängende Zipfel kommen bei alten Einbänden vor, um die Bücher vor Staub und Schmutz zu schützen; ferner finden sich Knöpfe und Schlößchen.

Zuweilen wurden die äußeren Deckel mit Bildern geziert und oft ein Zettel mit Inhaltsangabe darauf angebracht, der mit durchsichtigem Horn überdeckt war. Die Bilder und kostbaren Initialen wurden durch eingeklebte oder eingenähte Stücke von Nesseltuch sorgsam geschützt. Bald verwandte man auf die Verzierung der Einbände viel Kunst, und zum Befestigen an dem Gürtel brachte man Riemen an. Wie schon erwähnt, benutzte man zum Schutze kirchlicher Bücher die alten Diptychen aus Elfenbein. Häufig verwandte man hierzu auch kunstvoll verzierte Platten von Gold und Silber, die mit Email, Perlen und Edelsteinen geschmückt waren. Ferner findet sich, namentlich in den Holzdecken, der eingeschnittene Name des Eigentümers; der Rücken blieb in der Regel frei oder war mit Stoffen überkleidet. Mitunter findet sich im Einband eine Höhlung zur Aufnahme von Reliquien.

Gerichtsbücher pflegte man rot einzubinden, daher der Name „rote Bücher"; überhaupt wurden die Bücher gern nach ihrem Einband genannt z. B. das „weiße Buch" zu Sarnen, das zuerst die Tellsage als historisch bringt. Kostbare Bücher hatten noch zum Schutze des Einbands eine äußere Hülle, ein Hemd

(camisia), das bei den Karthäusern von einem sacrista von Zeit zu Zeit gewaschen wurde, oder sie ruhten zum Teil in kostbaren Behältern. Die Erhaltung der ursprünglichen Einbände ist sehr wichtig, weil sie manchmal Reste älterer wertvoller Handschriften sind, oder wichtige Notizen enthalten und seit dem Aufkommen der Wappen mit diesen ihre Herkunft verraten. Es ist überraschend, was man für wichtige Entdeckungen von Fragmenten alter Handschriften auf den zwischen die Blätter gelegten Falzen von Pergamentstreifen, ja sogar auf Klebstücken der Orgelblasebälge gemacht hat; selbst zu Schwertscheiden wurden alte Pergamente vielfach verwandt.

Leider regte sich schon früh die Sucht, Urkunden in Schrift und Siegel zu fälschen, Namen wegzukratzen und ihnen durch Aufhängen in Rauch älteres Aussehen zu verleihen u. dergl.; aber oft verrät sich der Fälscher durch grobe Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit.

Bei den Griechen bekleidete der Schreiber ein Staatsamt, und schon früh kommen Stenographen vor, auch Tachygraphen (Schnellschreiber) oder Notare genannt, welche besonders die Urkunden schrieben; für die Bücher gab es anfangs eigene Kalligraphen. Hauptsächlich beschäftigten sich aber die Mönche mit dem Bücherschreiben, im Abendland fast ausschließlich; doch wohl auch Notare. Außer dem Namen notarius kommt librarius und antiquarius für Bücherschreiber vor, ohne daß letztere Benennung speziell Altertümer betrifft. Mitunter schmilzt der Begriff der Geistlichkeit und Gelehrsamkeit mit dem des Schreibers zusammen wie clericus (engl. clerk) und „pfaff". In diesem Sinne verbindet wohl Goethe in seinem Monologe Fausts:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen."

Hat wohl auch der Ausdruck clerk sonst wo den Nebenbegriff von Geselle oder Gehülfe, so nimmt man ihn doch in Deutschland allgemein im Gegensatz zu Ritter für „litterarisch gebildet"; ja diesen Anstrich hat sogar der Name „Schüler" (Scholar), soviel wie Gelehrter, und so bezeichnet z. B. der Herzog von Schlesien 1255 seinen Hofnotar, einen Domherrn, als scholaris.

Das sofort auftretende Bedürfnis der christlichen Kirche nach Büchern legte es der Geistlichkeit nahe, selbst dafür zu sorgen, und so finden wir namentlich die Mönche in den Klöstern mit Abschreiben beschäftigt, zunächst religiöser, dann aber auch profaner Schriften. Die Ordensregel des hl. Benedictus setzt schon eine förmliche Bibliothek zum Selbstunterricht ihrer Mönche voraus. Um jedoch eine orthographische Korrektheit zu erzielen, war förmlicher Schreibunterricht nötig, und seit Karl d. Gr. gingen von Alcuins Schule in Tours nach allen Seiten hin Lehrer aus, die eine neue wissenschaftliche Thätigkeit ins Leben riefen; seitdem war in jedem guteingerichteten Kloster eine Schreibstube. Der Langsamkeit des Schönschreibens wegen wird schwerlich mehreren zugleich darin dictiert worden sein, doch hat man wohl zur rascheren Vollendung eines Werkes die einzelnen Bogen desselben zugleich an mehrere Abschreiber verteilt. Dies sieht man deutlich an der Verschiedenartigkeit der Schrift und der Raumeinteilung; ja manchmal ist am Schluß einer Lage der übriggebliebene Platz mit etwas ganz anderem ausgefüllt. Im späteren Mittelalter dagegen, wo man viel und rasch schrieb, diktierte man. Die Thätigkeit des Schreibens selbst ward sehr hoch geschätzt und die damit betrauten Mönche waren von manchen anderen Verpflichtungen befreit. Besonders eifrig schrieben in ihren Zellen die Karthäuser. Später hielt man sich jedoch in den Klöstern besondere Schreiber, als gegen

Ende des 13. Jahrhunderts die Mönche nicht mehr selbst schrieben und ihre Bücher wohl auch kauften. Daß sich Nonnen mit der Arbeit des Abschreibens abgaben, ist uns ausdrücklich bezeugt, so von Herrad von Landsberg.

Neben dieser klösterlichen Thätigkeit blühte schon frühe die geschäftliche, durch Weltgeistliche oder Notare betriebene; letztere besonders in Italien und von da aus seit dem 13. Jahrhundert auch in anderen Ländern. Während es unter den Merovingern noch weltliche Kanzleibeamte gab, fielen unter den Karolingern bald Kapelle und Kanzlei zusammen. Nicht nur wurden, mit Ausnahme Italiens, alle Urkunden von Geistlichen geschrieben, sondern auch alle Korrespondenz lag in geistlichen Händen. Jeder Mann von einiger Bedeutung hielt sich seinen clericus, clerk oder Pfaff, der seine Briefe las und schrieb. Man erwarb sich auf diesem Wege nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern auch Reichtum und Ehre. Der Ausdruck dictare bekommt sehr bald die Bedeutung des Briefschreibens und überhaupt des Abfassens von Schriftstücken. So gebraucht das Wort die Nonne Roswitha von Gandersheim oft von schriftstellerischer Thätigkeit, und unser „Dichten" kommt daher, wie denn dictare wenigstens für rhythmische, wenn auch nicht für metrische Poesie gebraucht wird.

Ueber die Thätigkeit der Kanzleibeamten, der päpstlichen und kaiserlichen, uns hier zu verbreiten, würde uns zu weit abführen.

Außerdem hat es sicherlich schon frühe berufsmäßige private Schreiber gegeben; namentlich war zur Blütezeit der Universitäten das Schreibgewerbe eins der lohnendsten. Aber auch Geistliche schrieben manchmal für Geld; ebenso Studenten und Schüler und mit letzteren zusammen die Schulmeister, aus denen später

die Stadtschreiber hervorgingen. Vom 13. Jahrhundert an werden eigentliche gewerbsmäßige Schreiber aus dem Laienstande häufiger wie die geistlichen. Da ihnen in der Regel die nötige Bildung fehlt, so begegnen wir oft Klagen über die Fehlerhaftigkeit ihrer Abschriften. Deshalb besorgten es die Gelehrten und Autoren oft selber, z. B. Boccaccio.

Schon früh entwickelten sich verschiedene Schriftarten, wie Urkunden- und Frakturschrift, und es warfen sich besondere Lehrmeister auf die Kunst, darin zu unterrichten. In der Frakturschrift erlangte besonders Nürnberg Ruf, und dort verfaßte Anton Neudörffer die erste gedruckte Schreibekunst; er schrieb für Hieronymus Rösch die Frakturschriften, die dieser in Holz und hernach in stählerne Punzen schnitt, womit Nürnberg bald alle Druckereien versorgte.

Beachtenswert sind die Unterschriften der Schreiber und ihre Schlußbemerkungen, oft Stoßgebete, mitunter auch frivole Scherze, so z. B.:

„Hie hat das puch ein end.
Gott unß sein gnad send,
darzu ochsen und rinder
und ein schon frawe on kinder."

Auch Verfluchungen gegen allenfallsige Diebe finden sich an dieser Stelle.

Ueber die Anfänge des Buchhandels ist wenig bekannt. Nur wissen wir, daß in Alexandrien ein ausgebildetes Gewerbe des Buchhandels bestand. Ferner haben wir von der Werkstatt eines Kalligraphen in Konstantinopel im 7. Jahrhundert, sowie von einem längere Zeit dort betriebenen Buchhandel bestimmte Kunde.

Von einem Verlagsrecht findet sich bei den Römern keine Spur, aber wohl hören wir vom Verkauf eines Manuskripts und von Leihgeld. In Plinius Briefen

lesen wir von einer Auflage in 1000 Exemplaren. Rasche und massenhafte Verbreitung einer Schrift war doch wohl nur möglich durch Diktat an viele Schreiber zu gleicher Zeit. Ein derartiger Handel mit Sklaven oder gemieteten Abschreibern in Gallien ist noch im 6. Jahrhundert nachweisbar, und in Italien, besonders in Rom, erhielt sich lange ein wirklicher Buchhandel. Im 6. Jahrhundert findet sich der Ausdruck statio für die Werkstatt eines Buchhändlers und ebenso officina. Darin wurden Bücher geschrieben, Urkunden ausgefertigt und wohl auch Briefe geschrieben, grade wie in den noch heute in Italien üblichen Schreibstuben.

Rom galt lange für den eigentlichen, ja einzigen Büchermarkt. Von dort kamen viele Bücher, wie auf den Römerzügen der deutschen Kaiser, nach Deutschland. Doch genügte dies dem Bedürfnis Wißbegieriger nicht. Wir begegnen schon frühe Nachfragen nach Büchern behufs Abschriften, und aus Klosterbibliotheken wurden deren gegen Bürgschaft oder Pfänder verliehen. Solche Pfänder bestanden in der Regel in gleichwertigen Büchern; mitunter wurde auch etwas versprochen, aber nicht gehalten, und so wurden in vielen Fällen Bücher nicht zurückgegeben oder gingen ganz verloren. Bei Händlern zahlte man Mietgeld, und mit diesem kamen die Kosten für eine herzustellende Abschrift oft recht hoch. Mitunter ergab sich ein Büchererwerb durch testamentarische Vermachung oder durch Veräußerung heruntergekommener Klöster aus Mangel an Wertschätzung, oder es kamen durch kriegerische Ereignisse, wie Plünderungen, Bücher anderswohin. Im Allgemeinen waren Bücher in früheren Zeiten ein kostbarer Artikel, namentlich die groß und korrekt geschriebenen Meßbücher, die auch viel Pergament erforderten. So schenkte der Graf Udalrich von Bozen einem Priester von Benedictbeuren für ein Meßbuch

einen Weinberg, und Aehnliches kommt noch öfter vor. Ebenso tauschte man sich gegenseitig Werke aus. Ferner verpfändeten oder verkauften Kirchen und Klöster ihre Bücher, wenn sie in Not waren. Richard de Bury läßt in seinem unschätzbaren Philobiblion die Bücher sich selbst beschweren, daß sie ihren Platz Hunden, Falken oder einer zweifüßigen Bestie (gemeint ist damit ein Weib), die zum Verkaufe dränge, räumen mußten, um in die Hände von Lombarden (Geldleihern), Sarazenen, Ketzern und Heiden zu geraten. So kam es, daß Wucherer, Trödler und Krämer mit Büchern Handel trieben. Nichtsdestoweniger galten noch im 15. Jahrhundert Bücher für einen wertvollen Besitz.

Wie wir bereits erwähnt, gab es zu Anfang des Mittelalters berufsmäßige Geschäftsleute, die mit der Thätigkeit des Schreibens die Anfertigung von Büchern für den Verkauf verbanden, für die später der Name stationarii aufkam und die auch bei Universitäten mit zum Personal zählten. Sie waren aber nicht eigentlich Buchhändler, sondern vermieteten nur Bücher zum Abschreiben gegen obrigkeitliche Taxe, nahmen den Nachlaß Verstorbener und die Bücher abgehender Studenten, sowie solche von Juden, denen direkter Handschriftenhandel untersagt war, in Verwahrung und vermittelten den Verkauf gegen eine bestimmte Provision. Der Verkauf der üblichen Lehrbücher nach außen war nicht gestattet, und ein Käufer, der die Stadt verließ, mußte die Bücher zu neuem Verkauf zurücklassen. Umgehungen dieser Verordnung kamen wohl vereinzelt vor, galten aber für unehrenhaft.

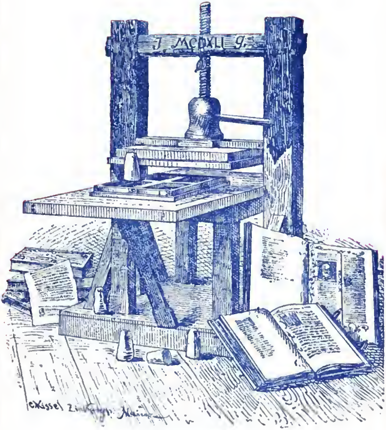
Daß im 14. Jahrhundert ein förmlicher Buchhandel bestand, ist bezeugt; doch kam er an den alten Universitäten nicht recht auf, wo der Pedell (bidellus) zugleich stationarius zu sein pflegte. Destomehr aber in Italien, wie in Venedig und Florenz,

wie denn in letzterer Stadt ums Ende des 14. Jahrh. schon förmliche Buchläden existierten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte der bedeutende Gelehrte und Buchhändler Vespasianus Philippi, zugleich Bidell der Universität, der sich selbst einen librarius Florentinus nennt. Das Gewerbe des Buchhandels schloß sich gerne an die Kirche an, wie in Paris um die Notre Dame, und es entwickelte sich dort ein förmliches Viertel (pays latin). So auch in London, wo schon 1403 sich die stationers od. text writers zu einer Gilde vereinigten. Noch heute ist die Londoner Stationer's-Hall den Buchhändlern und Schreibmaterialienhändlern gemeinsam. In den Niederlanden wurde namentlich mit Gebetbüchern Handel getrieben.

In Deutschland treten die Stationarien weniger hervor: es wurde viel von Studenten abgeschrieben und nachgeschrieben, und Gelehrte fanden in Kloster- und beginnenden Universitätsbibliotheken Nahrung. Immerhin gedieh der Buchhandel hie und da, wie in Frankfurt und Prag. Mit dem sich steigernden Lesebedürfnis wuchs auch die Gelegenheit der Bücherbeschaffung durch Schullehrer, Stadtschreiber oder Pirmenter d. i. Pergamentbereiter. Heiligenbilder mit geschriebenen oder gedruckten Gebeten, sog. Briefe (v. breve sc. scriptum) wurden in Buden zwischen Kirchenpfeilern nebst Schreibmaterialien und Schulbüchern u. a. in der Marienkirche zu Lübeck bis in die Neuzeit feilgeboten. Ebenso war in Metz ein Buchladen vor der Domkirche, in Wien im Bischofshof bei St. Stephan; in Münster war der Buchverkehr lange im sog. „Paradies." Ein industrieller Schulmeister lebte in Hagenau, Diebold Lauber, der nicht nur selbst Bücher jeder Art schrieb, sondern auch Handel damit trieb. An seine Werkstatt schloß sich unmittelbar eine schwunghafte Buchdruckerei.

In den Klosterbibliotheken fand auch schon frühzeitig die profane Litteratur Eingang. Oft wird bei den Synodalverhandlungen die Bibliothek des Patriarchen im Thomaïtes zu Konstantinopel erwähnt, und besonders wichtig sind die Klöster des Berges Athos, weil sich ein Teil ihrer Schätze bis auf die heutige Zeit erhalten. Ferner haben sich im Katharinenkloster auf dem Sinai uralte Handschriften gerettet und in italienischen Klöstern. Im Abendland war namentlich die Bibliothek der römischen Kirche schon frühzeitig durch ihren Reichtum ausgezeichnet. Und so gab es noch anderwärts berühmte Klosterbibliotheken, wie in Reichenau und St. Gallen und Dombibliotheken, wie in Köln und Augsburg, die Bücher gegen Garantie ausliehen. Vereinzelt legten sich Fürsten und Privatgelehrte Büchersammlungen an. So schon Karl d. Gr., Karl der Kahle, Wilhelm d. Gr. von Aquitanien, Kaiser Friedrich I., Ludwig IX. von Frankreich, Karl V., der Begründer der Bibliothek im Louvre, die Humanisten, in Deutschland Graf Eberhard im Barte, die Pfalzgrafen bei Rhein und selbst auf den Ritterburgen empfand man das Bedürfnis, sich die Langeweile durch Bücher zu kürzen. So ließ es sich Ulrich von Rappoldstein an 200 Pfund kosten, sich den Parcival von zwei Schreibern abschreiben zu lassen; sie brauchten dazu volle 5 Jahre und tranken ihm dabei manch Fuder Wein aus.

Von öffentlichen Bibliotheken des Altertums hat nur die jüngste, die kaiserliche in Konstantinopel, im Mittelalter fortbestanden. 1468 entstand in Venedig die berühmte Markusbibliothek. Die erste große und bleibende öffentliche Bibliothek gründete Florenz. In Rom erlangte die Vatikanbibliothek Berühmtheit, mit der die Bibliothek zu Urbino verschmolz; auch die in Pavia war sehr reich. In Ungarn begründete König



Erste Buchdruckhandpresse.

Mathias Corvinus zu Ofen eine glänzende Bibliothek. Ferner gab es infolge frommer Stiftungen gegründete Kollegien oder Börsen, die wohl alle Bibliotheken hatten; ebenso wurden durch Vermächtnisse solche geschaffen. So vermachte in England Richard de Bury, der Erzieher Eduard III., ein Mann von umfassendem Wissen, seine mit Leidenschaft gesammelten Bücherschätze dem Durham College in Oxford, das für die Ausbildung junger Geistlicher bestimmt war. Besonders schätzenswert ist seine eigene Schrift Philobiblion, worin er den hohen Wert der Bücher und ihre schonsame Behandlung hervorhob.

In Deutschland hatten die Universitäten, wie Prag und Heidelberg ihre Bibliotheken, und in letzterer Stadt befand sich auch auf dem Schlosse eine fürstliche Bibliothek. Aehnlich verhielt sichs mit Wien, Erfurt, Leipzig, Greifswald, Braunschweig, Hamburg, Frankfurt und anderen Städten.

Früher wurden die Bücherrollen in runden, verschließbaren Kasten verwahrt, wie in der Pergamenischen Bibliothek und wie man sie in Herculaneum entdeckte. Später kommen viereckige, mit Büchern gefüllte Kisten vor und in den Schreibpulten finden sich dafür Fächer. Bald werden förmliche Räume, Schatzkammern, zur Verfügung gestellt. Der übliche Ausdruck für einen Bibliothekraum ist armarium, oder almarium, oder liberaria, deutsch liberei, buchgaden, Buchkammer. Seb. Brant gebraucht zuerst das Wort Bücherei. Man hatte dafür Kirchenschränke, oft aber stieg man mit ihnen selbst bis aufs Kirchendach hinauf. Doch findet man auch in und an den Kirchen Bibliotheklokale.

Eine merkwürdige Vorrichtung wird vom Thomasstift in Straßburg aus dem 15. Jahrhundert berichtet, die ebenso anderwärts Sitte war, nämlich

unter dem Lesepult eine Eisenstange anzubringen, an der Ketten befestigt waren, lang genug, um eine daran hängende Handschrift im Lokal ungehindert benutzen zu lassen. Wollte man ein so angebundenes Buch verleihen, so mußte man es vermittelst eines Schlüssels ablösen. Auf dem vorderen Einbanddeckel las man unter einer durchsichtigen Hornplatte die Inhaltsangabe; denn die Bücher waren nicht aufgestellt.

Große Folianten pflegte man mit dem Rücken gegen die Wand zu stellen und auf dem Schnitt mit großen Buchstaben den Titel anzubringen, wie die im Germanischen Museum zu Nürnberg aufgestellte Scheurl'sche Bibliothek und die im Escorial. Die Titel findet man mitunter, wo die Bücher hingelegt wurden, auf dem untern Schnitt oder mit Stempeln eingebrannt. Bibliotheksverzeichnisse gibt es schon in alter Zeit sehr viele und zum Teil sehr genaue in der Angabe des Standortes. Zur richtigen Erkennung der Bücher waren in alten Inventarien die Anfangsworte des zweiten Blattes, zuweilen auch die des vorletzten verzeichnet.

Urkunden möglichst sicher zu verwahren war besonders für geistliche Körperschaften ein dringendes Bedürfnis. Dahin gehörten Privilegien, Schenkungen, Verträge, richterliche Entscheidungen, wovon zu unterscheiden die aus eigener Thätigkeit hervorgehenden, Konzepte Register, Akten jeder Art und auch Korrespondenzen, kurz alles, mit Ausnahme der endgiltig abschließenden Urkunde, was man heutzutage unter dem Namen Registratur begreift.

Schon frühe wurde ein päpstliches Archiv eingerichtet, das im 7. Jahrhundert sich im Lateranischen Palaste befand, wo auch die päpstliche Kanzlei war. Besondere Sorgsamkeit und Sicherheit ließ man naturgemäß den Privilegien angedeihen. Um die Siegel zu

schützen, hatte man Werghüllen um dieselben gewickelt, doch sie erwiesen sich nicht zweckdienlich, weil sie die Fettigkeit entzogen; die angehängten Siegel pflegte man in Beutel von Leder oder andere Stoffe zu stecken; später werden Behälter von Holz und Blech üblich, die schon der Aussteller besorgen ließ. Gewöhnlich tragen die Urkunden von den Behältern, in denen sie liegen, alte Bezeichnungen.

Durch Kriegsstürme, in denen so manches Wertvolle unterging, litten auch viele Archive, namentlich die weltlichen. Sehr wechselvoll, wie die Schicksale des deutschen Reiches selbst, waren die des deutschen Reichsarchives.

Eine recht altertümliche, aber zweckmäßige Einrichtung beschreibt Wattenbach von dem Hofkammerarchiv in Ofen: „Durch luftige Gewölbe gehen eiserne Querstangen, an denen Beutel hängen, sicher gegen Mäuse und Feuchtigkeit. Die Basis bildet ein viereckiges Brett, etwa von 1 Quadratfuß. Darauf steht die Signatur. Der Archivar durchschreitet, mit einer langen Ofengabel bewaffnet, diese Räume, mustert das Firmament und langt sich einen Beutel herunter; er löst die eisernen Haken, in welche die vier Zipfel auslaufen, von dem Ring, der sie zusammenhält, und wie nun die Zipfel seitwärts niederfallen, liegen die Akten zu bequemer Benutzung vor uns."

In den Städten legte man von vornherein großen Wert auf ein geordnetes Archivwesen und hütete die Privilegien zumeist in den Rathäusern oder Pfarrkirchen. Im 13. und 14. Jahrhundert setzte man in italienischen Republiken allgemein Mönche als Wächter über Archive und öffentliche Gelder. Große, starke Kisten in gewölbten Räumen, wie im Lübecker Archiv, erwiesen sich am dauerhaftesten.

Haben wir so die Entwicklung des Schrift- und Bücherwesens verfolgt, so muß uns ihre Anwendung als Vermittlung des Gedankenaustauschs, zur Ueberbringung von Botschaften und Verbreitung von Nachrichten, ihr hervorragender Einfluß, überhaupt bezügliche Förderung des Verkehrs, interessieren. Der naturgemäße Anfang zu gegenseitiger Mitteilung war die mündliche Bestellung durch Boten, der man bei kriegerischen, politischen und diplomatischen Angelegenheit noch bis in die Gegenwart einen gewissen Vorzug gibt. Doch schon frühe lernten unsere Vorfahren, in Berührung mit römischer Kultur die geheimnisvoll redenden Wachstäfelchen oder Papyrusrollen kennen, welche Boten überbrachten. Und so mögen alle die im Vorhergehenden aufgeführten Materialien, selbst Holztafeln, Baumrinde und Backsteine zur brieflichen Aufzeichnung gedient haben. Doch die etwa ums 3. Jahrhundert aufkommende und ohne Zweifel dem lateinischen Alphabet nachgebildete Runenschrift der Germanen kam nicht zur Geltung, und nicht nur die Weltbeherrscherin Roma, sondern auch die Kirche, als Nachfolgerin des römischen Reichs, machte römische Sprache und Schrift zur internationalen Vermittlerin im Geschäftsverkehr, im Rechts- und Staatsleben. Das Volk, der Laie, blieb zumal der Geistlichkeit gegenüber lange ungebildet und der Schrift unkundig. Vornehme Laien aber, im Gegensatz zu Bauern und gemeinem Volk, hatten ihre eigenen „Pfaffen", die ihnen ihre Briefe abfaßten und ankommende vorlasen oder übersetzten. Auch in den Klöstern wurde das Briefschreiben eifrig betrieben; waren doch auch schon beim Uebersenden von Handschriften, Reliquien und Geschenken Begleitzeilen üblich, und im brieflichen Ideenaustausch entwickelten sich auch schriftliche Disputationen über theologische Streitfragen. Daß Geistliche

auch zur Besorgung weltlicher Geschäfte verwandt wurden, davon war schon früher die Rede, und so ging der Name clericus in den des clerk über. Immer noch herrschte die lateinische Sprache vor, bis im deutschen Volke die Muttersprache als natürlichster und innigster Gefühlsausdruck sich allmählich durchrang. Und dies Gefühl, das sich mündlich wie schriftlich auch deutsch auszudrücken bemühte, war die Liebe. Recht bezeichnend ist es daher, daß die ersten deutschen Briefe Frauen- und Liebesbriefe sind. Wie die Sitte durch Boten mündliche Liebesgrüße zuzusenden uralt ist, so sind auch die ersten deutschen Briefe Liebesgrüße in Prosa und in Poesie von Nonnen und weltlichen Damen.

Eine besondere Pflege erhielt der Liebesbrief zur Zeit der Minne und der Blüte des Rittertums während der Kreuzzüge; ja der Unterricht im Briefdichten, — das Wort „dichten," wie wir bereits früher erwähnt, von dictare abgeleitet, war vom Abfassen von Schriftstücken allgemein üblich, — bildete einen wesentlichen Bestandteil höfischer Erziehung. Da nun der Stil und die Form dieser Episteln wesentlich poetischer Natur war, so nahm das Wort „dichten" allmählich seine jetzige Bedeutung an. Ja, es kam wohl auch vor, daß ein Dichter weder lesen noch schreiben konnte. Mußte doch der Ritter Ulrich von Lichtenstein, der Typus der entarteten und zu einer Karikatur entstellten Minnezeit, einen Brief seiner Geliebten drei Tage ungelesen in seiner Tasche behalten, bis sein verreister Schreiber wiederkam, ihn ihm vorzulesen. Die Ueberbringung solcher billets-doux spielte im mittelalterlichen Minneleben eine große Rolle. Gerne benutzte man eines Sängers oder Spielmanns verblümten Vortrag zur Vermittlung von Liebesgrüßen. War aber nun einmal der Bann der fremden Sprache gebrochen, so fanden

auch andere Botschaften einen deutschen Ausdruck. Immerhin sind es vereinzelte Beispiele, und erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts tauchen deutsche Briefe auf, die eine Beherrschung der Sprache und eine staunenswerte Fülle des Ausdrucks bekunden. Es sind dies die Briefe der deutschen Mystiker. Und ist es auch hier nicht rein die Sprache der Geschlechtsliebe, so ist es doch wiederum ein starker innerlicher Drang, der nach Ausdruck, Austausch, nach geistigem und empfindsamen Ausdruck ringt. Nur ist es jetzt nicht mehr die poetische Form, sondern das beigemischte theologische Element verlangt gebieterisch die Prosa. Die ersten wirklichen Briefsammlungen in deutscher Sprache sind von Heinr. von Nördlingen, Margareta Ebner und ihrem Kreise.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt der allgemeine Briefverkehr allmählich in deutscher Sprache geführt zu werden. Inzwischen war überhaupt die Bildung nicht mehr im alleinigen Besitz der Geistlichen; sie war weltlicher und vor allen Dingen weiteren Kreisen zugänglich geworden. Durch die wachsende Bedeutung der Städte tritt der Mittelstand mit seinen Bedürfnissen und seinen Fähigkeiten ein. Mit der schwindenden Einheit des Reiches entwickelten sich rasch die territorialen Gewalten, Fürsten und Städte. Mit dem vermehrten Verkehr und vergrößerten Leben trat das Volk mehr hervor, es fing an mündig zu werden und den seiner früheren Hilfslosigkeit aufgezwängten Romanismus abzuschütteln. Vor allem stand es jetzt den rechtichen und geschäftlichen Verhältnissen handelnd gegenüber: in Recht und Geschäft verlangte es jetzt gebieterisch die Allgemeinverständlichkeit. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts waren die Gesetzessammlungen, wie der Sachsenspiegel, in heimischer Sprache und bald darauf der hochdeutsche Schwabenspiegel er-

schienen. Langsamer war das Durchsickern deutscher Sprache in Urkunden, und in ihrem Stil entwickelte sich anfänglich der öffentliche Briefverkehr, es war der sog. Kanzleistil, doch bis ins 15. Jahrhundert überwog noch die lateinische Sprache, und selbst dann noch behielt man in Grußformeln, Schlußempfehlung und Adresse lateinische Redensarten bei, besonders beim Datum. Neben dem anfangs auftretenden nüchternen Geschäftsbrief blühte bald der Privatverkehr der Ritter, Gelehrten und Bürger, und bald offenbarte sich auch die ganze deutsche Volksseele im Briefe.

An Stelle des Pergaments trat seit dem 14. Jahrhunderts das Papier, wenn auch ersteres nicht ganz verschwand. Als Format ward das Folio- oder Quartblatt das übliche; doch herrscht auch hier gar bald große Willkür. Die Schrift selbst behauptete, zumal es ja eine Kunstfertigkeit war, lange eine gewisse Gleichmäßigkeit, bis vermehrte Schreibwut auch individuelle Eigentümlichkeiten entwickelte.

Auf der Rückseite des zusammengefalteten Briefes war das Wachssiegel, bei Pergamentbriefen auf einem durchgezogenen Streifen. Letzteres war auch bei Papierbriefen üblich, oder durchgezogene Fäden. Schon frühe findet sich die Sitte der Nachschriften oder eingelegter Zettel.

Die Beförderung war meistens eine gelegentliche durch Boten, in Klöstern durch Mönche, die oft auch weltliche Bestellungen vermittelten. Doch für den Handel und die höhere Politik erwies sich bald die Einrichtung regelmäßiger Briefboten als notwendig. Die Reichsstädte waren schon im 13. Jahrhundert durch fahrende Posten verbunden, und der Botendienst ward bald ein städtisches vereidigtes Amt. Im Kriege vermittelten auch Soldaten und Wächter den Botendienst;

eilige Botschaften wurden durch Reiter besorgt, die oft auf der Brust einen Schild als Abzeichen und ihre Briefe in Büchsen oder Kapseln trugen. Der niedere Bürgerstand und die Landbevölkerung benutzte oft Mönche, Pilger oder Metzger zu Boten; für den Handelsverkehr dienten Fuhrleute, Schiffer oder reisende Kaufleute, besonders solche, die die Messen besuchten. Bei der Unsicherheit der Straßen gingen oft Briefe verloren, die Boten erscheinen daher zumeist bewaffnet. Um sich einigermaßen zu unterrichten, was draußen in der Welt vorging, gab man Gesandten oder sonstigen Reisenden, die in die Fremde gingen, den Auftrag, Berichte an den Fürsten oder Rat der Stadt zu senden. Man nannte solche Berichte, die man auch anderen Städten zukommen ließ „Zeitungen“, „Neue Märe“ oder „Läufe“. Daß derartige Neuigkeiten sich auch durch sonstige Privatbriefe verbreiteten, liegt auf der flachen Hand. Einen wichtigen Bestandteil des Briefverkehrs bildete natürlich die kaufmännische Korrespondenz. Der Handel erreichte namentlich im 15. Jahrhundert seinen Höhepunkt: im Norden der gewaltige Seeverkehr des hansischen Kaufmanns, im Süden und Süd-Osten der nicht minder ausgedehnte Binnenverkehr, der seinen Mittelpunkt in Nürnberg fand. Der Privatbriefverkehr blieb im Mittelalter im Vergleich hierzu ein sehr beschränkter, weil Gelegenheit zu Trennung und Austausch verhältnismäßig gering blieb. Auch hier blieb die Liebe fast das einzige treibende Motiv. So sind uns namentlich gereimte, oder wenigstens assonirende Liebesbriefe des 14. und 15. Jahrhunderts erhalten. Hier werden namentlich typische Wendungen geläufig, wie: „Gedenk an mich, wie ich an Dich!“ oder: „Gott spar' euch gesund, bis ein krebs erlaufft ein jagdhundt.“ Eine rot umschließende Schnur, oder auch ein pfeildurch-

bohrtes Herz deutete bis in die Neuzeit schon symbolisch den Inhalt solcher Liebesbriefe an. Familiennachrichten erscheinen aber lange Zeit hindurch gewissermaßen nur als Anhängsel von Geschäftsbriefen und namentlich finden sich schon frühzeitig Neujahrswünsche z. B. „Gott gebe Dir und uns allen ein gut selig neu Jahr und nach diesem Leben das ewige Leben! Amen" u. a. die Berichte über Neuigkeiten, die in der Regel als Beilagen in die Privatbriefe eingelegt wurden und in weiteren Kreisen kursierten, bildeten die Grundlage zur Entwicklung unseres Zeitungswesens. Ja, es entstanden mit der Zeit in großen Städten, wo ein großer Verkehr herrschte, wie in Nürnberg, förmliche Nachrichtenbüreaus und Neuigkeitsvermittler. Es waren in der Regel angesehene Personen, die weite Verbindungen hatten, wie z. B. Melanchthon. Damit hing zusammen die Verbesserung des Beförderungswesens, die zur Einrichtung der Post zu Anfang des 16. Jahrhunderts führte. 1516 richtete zunächst die Familie Taxis einen regelmäßigen Postverkehr zwischen den Niederlanden und Oesterreich ein. Seit 1563 suchte dann die Taxis'sche Post das ganze Reich zu überziehen, während daneben noch lange die Einrichtungen der territorialen Gewalten bestanden und sowohl Fürsten wie Privatleute eigene Boten hatten. Natürlich kamen auch bei dieser Verbesserung der Beförderung noch Unregelmäßigkeiten und Versäumnisse vor, ja auch Verletzungen des Briefgeheimnisses, obwohl Postbeamten und Boten vereidet und verantwortlich waren.

Ueber die Entwicklung des Briefstils selbst uns hier ausführlicher zu verbreiten, um namentlich zu zeigen, wie sich die Menschen allmählich von der steifen, umständlichen Manier des Kanzleistils losrangen und zu einer natürlichen und gemütvollen

Herzenssprache emporrangen, liegt unserem eigentlichen Thema ferne, doch möchten wir unsere Leser, die sich dafür interessieren, auf G. Steinhausens Werk: „Geschichte des deutschen Briefes“ verweisen.



IV.

Gutenberg in Mainz in Verbindung mit Fust und Schöffer.

Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Wesen der Typographie. Andere sog. Erfinder. Coster-Schwindel. Mentel. Pfister. Gutenbergs erste Druckstätte. Humery's Technik der Typographie.

„Glücklicher Gensfleisch, es ward durch Dich Germanien glücklich,
Jegliches Land in der Welt zollet Dir Ehre und Lob.
Denn zu Mainz in der Stadt, vom göttlichen Geiste erleuchtet,
Drucktest Johannes zuerst eherne Buchstaben Du!
Vieles die Religion und vieles die griechische Weisheit,
Viel die lateinische Welt schuldet an Dankbarkeit Dir!

(Jak. Wimpheling aus Schlettstadt 1499.)

Nachdem wir im vorigen Kapitel die allmähliche Entwicklung des Schrift- und Verkehrswesens im Mittelalter bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst in einem längeren Exkurs dargelegt, möchten wir uns wieder nach der Person unseres großen Meisters umsehen, der seit der Plünderung des Klosters St. Arbogast, seines stillen Asyls in Straßburg, durch die räuberischen Armagnacs 1444 unseren Augen ent-

schwunden ist. Während vier Jahre hindurch fehlt uns von ihm und seiner Thätigkeit jede Kunde; erst 1448 taucht er urkundlich wieder in Mainz auf, wo sich die alten Gegensätze zwischen Patriziern und Zünften einigermaßen ausgeglichen hatten, obwohl wir bald neue Fehden bezüglich der Besetzung des Kursitzes dort entbrennen sehen. Wenn wir uns die Frage vorlegen, warum Gutenberg gerade jetzt seine Blicke wieder der Vaterstadt zuwandte, die gewerblich hinter Straßburg und anderen Städten, wie Nürnberg und Frankfurt, zurückstand und damals kaum mehr als 6 000 Einwohner zählte, so mag wohl außer dem natürlichen Heimatgefühl noch die Thatsache mitgewirkt haben, daß immerhin Mainz als Stapelplatz und Lagerstadt für Schiffahrt und Waarenverkehr auf dem Rhein und Main bedeutend und insbesondere der Stand der Goldschmiede dort hervorragend vertreten war. Letztere Erscheinung erklärt sich teils aus dem Mehrbedarf der Kirchengeräte und des Kirchenschmucks, teils aus dem Aufwand und der Prachtliebe des Siftsadels. Nun wissen wir ja, daß unser Meister schon zu Straßburg zur Zunft der Goldschmiede zählte und dort auch verwandte Künste trieb. Kein Wunder also, wenn er hoffte, daß ihm hier, zumal in seiner Geburtsstadt, das Glück lächeln würde. Doch er sollte sich bitter täuschen. Die Fortsetzung und Vervollkommnung jener geheimen Künste, deren Charakter uns schon die gerichtlichen Verhandlungen und namentlich die Zeugenaussagen des Dritzehn'schen Prozesses in Straßburg ahnen ließen und deren Eröffnung Gutenberg jetzt in Mainz sicherlich große Kosten verursachte, brachten ihn gar bald in schlimme Geldverlegenheiten. Das Erste, was wir von ihm seit seiner Niederlassung in seiner Vaterstadt hören, ist, daß er am 16. Oktober 1448 gegen 8½ fl. jährliche Zinsen ein Kapital von 150 fl. auf-

nahm, wofür sein Verwandter, Arnold Gelthuß zum Echtzeller, die Renten mehrerer Häuser in Mainz verpfändete. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Auftreibung von Geldern der Fortsetzung und Vervollkommnung der wohl schon in Straßburg begonnenen Versuche zur Typographie galt, wie denn auch in der Zimmern'schen Chronik beim Erzbischof Theoderich von Erbach (1435—1459) bestätigt wird, daß Gutenberg sein ganzes Vermögen auf das Zustandekommen der Erfindung der Buchdruckerkunst verwandte. Doch wenn ihn auch der Graf von Zimmern in seiner Chronik einen „habehaften reichen" Mann nennt, sein Vermögen reichte zur Verwirklichung seines Gedankens nicht aus. Da wollte es sein Unstern, daß er einer lauernden Wucherseele, die in der geplanten Spekulation Aussicht auf Gewinn erkannte, in die Hände fiel. Es war der reiche Mainzer Bürger Johann Fust, angeblich ein Goldschmied, der ihm ums Jahr 1450, ohne Zweifel zur Errichtung einer Druckerei, 800 Goldgulden gegen 6 pCt. Zinsen vorschoß. Und hierbei ließ es Gutenbeg, den wir doch in seinen Kontrakten mit Riffe, Heilmann und Dritzehn als einen klugen Geschäftsmann kennen gelernt hatten, an jeder Vorsicht fehlen; denn obwohl ihm Fust mündlich versichert hatte, in Wahrheit keine Zinsen nehmen zu wollen, ward doch „der Form wegen" die Anrechnung von 6 pCt. in den schriftlichen Kontrakt aufgenommen. Als Unterpfand für das zurückzuzahlende Kapital ward das ganze dafür herzustellende Geräte Fust zuerkannt. Der zweite grobe Fehler, den Gutenberg bei diesem Abkommen beging, war der, daß von einem, wenigstens bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, gewährten Termin der Rückzahlung des Kapitals in jenem Vertrag gar keine Rede war, Fust also jeder Zeit, wenn es ihm einfiel, sein Geld zurückfordern oder

im Falle der Zahlungsunfähigkeit das Material des Schuldners in Beschlag nehmen konnte. Außerdem erbot sich Fust, um auch Teilnehmer des Gewinns zu werden, 300 fl. jährliches Betriebskapital beizusteuern nebst den erforderlichen Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier und Druckfarbe. Man kann sich die Sorglosigkeit und den hohen Grad von Menschenunkenntnis, den unser Meister hierbei bewies, nur aus der sanguinischen Hoffnung auf baldigen reichen Gewinn seines geplanten Unternehmens erklären, vielleicht auch aus einer großen Vertrauensseligkeit oder einer guten Dosis von Idealismus. Es ist wahrhaft tragisch, wie der große Erfinder um den Lohn und die Früchte seiner Kunst gebracht wurde, weil er es an der nötigen Lebensklugheit und Welterfahrung fehlen ließ. Geriebene Geschäftsschlauheit und rechtzeitige Benutzung aller gebotenen Mittel, mochten sie vor Gott und Gewissen zu Rechte bestehen oder nicht, triumphierten auch hier wieder einmal über den edlen, nur von der Verwirklichung seiner Idee erfüllten Menschen, dessen Erfindung andere, nachmals viele Tausende unermeßlich bereicherte, ihn selbst aber in Not, Verkennung und Verfolgung, ja um Gesundheit und schließlich um sein Augenlicht brachten. Wer wäre hier nicht versucht, eine Parallele mit dem Schicksal des Entdeckers von Amerika zu ziehen? Wie andere mit ihrem Namen Gutenberg um die Ehre und den Lohn seiner Erfindung brachten, so hatte ja auch der Florentiner Amerigo Vespucci, nur weil er das von Columbus entdeckte Land beschrieb, dem großen, verdienten Manne den Ruhm weggestohlen, den von ihm gefundenen Weltteil nach seinem Namen genannt zu sehen. Und belastetet man auch Gutenberg nicht aus Undank und Verkennung mit Ketten, wie den edlen Dulder Columbus, oder warf ihn in Schuldturm, wie



Architektur aus dem ehem. Wohnhaus des Peter Schöffer in Mainz. (Schöfferhof.)

sich Dichter in Ausschmückung seines Schicksals zu dichten erlauben, in Not und gewissermaßen auch in Verbannung ging er doch, bis ihn ein Gnadenakt vorm Hungertod im hilflosen und durch Erblindung noch bedauernswerteren Greisenalter schützte. Doch das war das Loos so manchen hohen Geistes, dessen Schätze und fruchtbare Gedanken andere bereicherte, ihn selbst aber in Dürftigkeit ließen. Wer dächte hier nicht an Kepler, den großen Astronomen, ja auch an unseren populärsten Dichter Schiller?

Was bei so zwei ungleich gearteten Naturen, bei Gutenberg, dem sanguinisch begeisterten Jünger der Kunst, und dem praktisch und spekulativ angelegten, schlauberechnenden Geldmenschen Fust — wenigstens gefallen sich die Dichter, wie z. B. Alfred Börckel in seinem Drama, darin, den Gegensatz dieser beiden zu einem gemeinsamen Unternehmen vereinten Charakter so auszumalen — kommen mußte, geschah. Ein Bruch war unvermeidlich. Wohl möglich, daß allerlei Differenzen und Reibungen im persönlichen Verkehr vorausgingen. Hatte ja doch auch schon der Straßburger Teilhaber Andreas Dritzehn in seinem Testamente über die Unumgänglichkeit Gutenbergs geklagt und seinen beiden Brüdern vorausgesagt, daß sie mit jenem Schwierigkeiten bekommen würden. Vielleicht ward das Unternehmen nach Fusts Auffassung nicht praktisch und spekulativ genug betrieben, vielleicht ging es ihm zu langsam. Da lernte er in dem Kleriker Peter Schöffer aus Gernsheim einen technisch gewandteren und geschäftlich umsichtigeren Genossen kennen, den er, um ihn noch inniger an seine Interessen zu knüpfen, zu seinem Schwiegersohn machte.

Ums Jahr 1454 klagte Fust seine Forderung an Gutenberg ein, und es kam zum Prozeß. Leider besitzen wir das Gerichtsprotokoll darüber nicht mehr,

doch verwahrt die Göttinger Universitätsbibliothek einen notariellen Akt, das sog. Helmaspergersche Notariatsinstrument vom 6. November 1455, das uns über den ganzen Verlauf dieses Prozesses, sowie über die ganze damalige Thätigkeit Gutenbergs Aufschluß gibt. Darin ist sowohl Fusts Klage, wie auch Gutenbergs Erwiderung und das schließliche gerichtliche Urteil enthalten. Darnach klagte Fust nicht nur zwei Darlehen von je 800 fl., sondern auch Zinsen und Zinseszinsen ein, im Ganzen eine Summe von 2,026 fl. Wir sehen hieraus, wie wenig er sein gegebenes mündliches Wort, keine Zinsen nehmen zu wollen, hielt und um sein Verfahren zu rechtfertigen, entlieh er das Geld, das er Gutenberg vorschoß, selbst zu 6 pCt. Zins, ja einmal bezahlte er sogar 36 fl. Wucherzins. Wie Shylock dem „Kaufmann von Venedig" gegenüber, bestand auch er auf seinem Schein. Und wollte er ihm auch nicht das Fleisch aus der Brust schneiden, so stahl er ihm doch Ruhm, Ehre und Gewinn, indem er seine Erfindung ausbeutete.

Der „ehrsame und vorsichtige" Joh. Fust, wie er genannt wird, leistete am 6. November 1455 den auferlegten Eid. Gutenberg war nicht selbst erschienen, sondern hatte zur Berichterstattung Vertrauenspersonen gesandt. Wenn er auch bei dem damaligen schleppenden Gerichtsgang die völlige Auseinandersetzung und Abrechnung mit Fust vielleicht noch verzögerte, konnte er doch seinen finanziellen Ruin und die schließliche Auslieferung des Druckgeräts und damit auch die Preisgebung seines Kunstgeheimnisses nicht abwenden. Er befand sich 1458 in solcher Not, daß er die Zinsen einer kleinen Schuld nach Straßburg nicht zahlen konnte.

Mit dem Material und Ruhm der Erfindung, ja mit dem Totschweigen des Namens des großen Er-

finders gab die neue Firma Fust-Schöffer, ja ohne Zweifel mit den von Gutenberg schon vorbereiteten Typen das erste, mit vollständigem Datum (14. August 1457) gedruckte Buch heraus, das prachtvolle Psalterium, eine typographische Musterleistung, wie auch die ruhmredige Schlußschrift stolz in die Welt hinaus verkündete:

„Gegenwärtiger Codex der Psalmen mit schönen (d. i. farbigen) Initialen verziert und durch Rubriken (d. h. rotgedruckte Aufschriften) genügend ausgezeichnet, ist durch eine künstliche Erfindung des Druckens und der Typenbildung, ohne irgend einen Gebrauch der Feder, so hergestellt und zur Ehre Gottes mit Fleiß vollendet durch Johann Fust, Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre des Herrn 1457 am (Mariä) Himmelfahrtsabend."

So war der rechtmäßige Erfinder einfach an die Wand gedrückt.

„Welches sind denn nun überhaupt die ersten Druckerzeugnisse der Gutenbergischen Erfindung?" werden meine Leser neugierig fragen.

Soweit unsere Kenntnis hiervon reicht, gehen die ersten Erzeugnisse, kleineren Umfangs, nachweislich bis 1454 zurück, wie Beicht- und Ablaßbriefe, Mahnung wider die Türken, Kalender und sog. Donate (lat. Schulbücher). Ins Jahr 1455/56 fällt die erste gedruckte Bibel in zwei Folianten (Buchbinderdatum 14. August 1456), ferner ein Kalender für das Jahr 1457 und ein kleines Psalterium mit Typen der 42-zeiligen Bibel und dann erschien das obengenannte kostbare Psalterium aus der Druckerei Fust-Schöffer (14. August 1457).

Doch hier wäre es angemessen, bei der Frage Halt zu machen: „Worin besteht denn nun das Wesen der neuen Kunst, der Typographie?"

Gab es bis dahin, oder besser gesagt, vor Gutenberg überhaupt noch kein Druckverfahren und wenn, worin liegt des großen Erfinders Verdienst?

Die Kunst des Druckens an und für sich, d. h. das Verfahren, vermittelst gewisser Formen und Farben: Gestalten, Bilder, Schriftzeichen u. dergl. durch Drücken auf andere Körper zu übertragen, bestand vor dem 15. Jahrhundert schon längst, wie wir denn in unseren Museen aufbewahrte Schriftstempel besitzen. Man konnte demnach auch schon ganze Wörter, Zeilen, Sätze, ja ganze Blattseiten, ebensogut wie Bilder eindrücken und abdrücken. Schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung drückte man zu Ninive die Züge der Keilschrift ohne Mühe mit dem Griffel in den weichen Thon, der dann erst nachmals durch Brennen hart gebacken ward. Später verfielen die Babylonier darauf, die Keilschrift in Holzstöcke erhaben auszuschneiden und mit diesen Stempeln die Buchstaben in das noch nasse Lehmstück einzudrücken; solcher Stempel hat man unter den Trümmern Babylons mehrere gefunden. So wurden schon ganze Zeilen und Sätze, z. B. Anrufungen einer Gottheit, ja längere mit einem Viereck umrahmte Inschriften von den Babyloniern eingedrückt, so daß also diese in einer Fläche ausgeschnitten wurden. Wir kennen solche eingestampfte Schriftstücke, die nachher im Ofen gebacken waren, aus der Zeit Nebukadnezars.

Noch weit früher als in Europa ward die Kunst des Buchdrucks in China erfunden; das älteste bekannte Druckwerk dort datiert aus dem 10. Jahrh., wie der gewaltige Buddhakanon vom Jahre 972; doch dies waren Holztafeldrucke, ohne Presse und bewegliche Typen mittelst eines Reibers hergestellt, also Bürstenabzüge von Holzplatten.

Von den Chinesen erhielten jedenfalls die Mon-

golen, die im 13. Jahrhundert das „Reich der Mitte" unterjochten, mit dem Buddhismus auch ihre Schrift und den Tafeldruck. Sie überschwemmten auch Ost-Europa, und es ist erwiesen, daß sich um 1400 die Xylographie, d. h. der Holztafeldruck, über Deutschland bis nach Flandern verbreitete. Trotz ihrer Barbarei sind die Mongolen durch ihre Eroberungszüge die Verpflanzer ostasiatischer Kultur geworden und haben die noch vielfach zurückstehenden Romanen und Germanen die Anwendung der Magnetnadel, des Pulvers und der Presse gelehrt.

Bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde in Europa alles — sogar die kleinsten Schul- und Gebetbücher, ja sämtliche Bilder von Heiligen und Spielkarten — mit der Feder gezeichnet oder mit dem Pinsel gemalt. Es waren dies namentlich Bildwerke aus dem Leben Jesu, genannt Heilspiegel. Diese Bildwerke wurden im 15. Jahrhundert durch Tafeldruck vervielfältigt; der Text ward unter oder hinter der bildlichen Darstellung beigeschrieben und bald auch ganz gedruckt. Das Verfahren war folgendes: „Man legte das befeuchtete Papier auf die mit einer leichten Erdfarbe bestrichene Form und fuhr auf der Rückseite des Blattes mittelst eines sehr straff mit Pferdehaaren und Salbändern ausgestopften Lederballens (sog. Reibers) mit großer Kraft hin und her, wodurch die Umrisse der Figuren und Buchstaben sich tief in das Papier eindrückten. Die dadurch entstandene Glätte, verbunden mit den teilweisen Erhabenheiten machten das Abdrücken auf der Rückseite des Papiers unmöglich. Von solchen Bildern, teils ganz ohne Text, teils mit kurzen In-, Ueber- und Unterschriften, mit Gebeten und Reimen, hat sich noch ein ziemlich ansehnlicher Vorrat, besonders in den Buchdeckeln der typographischen Wiegendrucke (sog. Inkunabeln) gerettet.

Glücklicherweise befinden sich auch dabei mitunter Jahreszahlen, welche diese kostbaren Einzelblätter zum Range historischer Urkunden erheben.

Ein weiterer Fortschritt war die Zusammenklebung zweier solcher durch Reiberdruck hergestellter Blattseiten mit ihren weißgebliebenen Rückseiten, und so hatte man schon ein zweiseitiges Druckblatt. Ja, man bildete förmliche Bücher aus solchen Tafeldrucken, sog. Blockbücher. Wir kennen solcher nahezu 30, teils geistlichen, teils weltlichen Inhalts, teils für Gelehrte, teils für die Volksmasse.

Doch läßt sich sehr schwer festsetzen, wie weit der Holztafeldruck zurückgeht; wahrscheinlich kannte man ihn schon um 1450.

Um 1436 tritt auch der Stempeldruck auf. Es sind uns zwei Dominikaner, Conrad Forster von Ansbach und Joh. Wirsing von Eichstädt, sowie der Kaplan Joh. Reichenbach aus Geislingen in Schwaben als geschickte Buchbinder bekannt, die auf hergestellten Ledereinbänden ganze Inschriften vermittelst für jeden Buchstaben eigens gemachter Stempel bis zu 20 Wörtern eindrückten. Hierbei fehlt freilich das Vervielfältigungsmittel, weil jeder neue Einband das abermalige Aufsetzen der Stempel erheischt; aber bereits hatte man nahezu 40 Stempel, die gleich Schriftzeichen oder Buchstaben zu achten sind. Von hier zur Erfindung der Buchdruckerkunst war doch wohl nur ein Schritt. Doch es verhält sich damit, wie mit dem Ei des Kolumbus. „Erfinne is die Kunst, nachmache kann se Jeder!" sagt der Bauer in Lennigs vortrefflichen „Glossen zum Gutenbergmonument."

Der Geist der Zeit ist es dann in erster Linie, der die in der Luft liegende Gedanken zur Reife bringt. Der

Humanismus war es wesentlich mit seiner Wiederbelebung der klassischen Studien, der nach einer blitzschnellen und tausendfachen Verbreitung der Gedanken gebieterisch verlangte.

Hatte man jetzt schon Einzelbuchstaben, sog. Typen, so galt es nunmehr die Herstellung eines und desselben gleichmäßigen Buchstabens in Masse. Recht mühsam und zeitraubend wäre es wohl gewesen, diese Typen alle einzeln nach einander, sei es anfangs aus Holz, später der größeren Dauerhaftigkeit wegen aus Metall, herzustellen. Man mußte wohl auf die Konstruktion eines Apparats verfallen, diese Buchstaben zu gießen. War nun Gutenberg vielleicht der Erfinder dieses Apparats und hat Schöffer denselben verbessert? So scheint es, denn der Abt Trithemius von Sponheim, der oft in Mainz mit Schöffer verkehrte, schreibt in seinen Jahrbüchern von Hirschau zum Jahre 1450 folgendes:

„Schöffer hat ausgedacht, eine leichtere Art, die Buchstaben zu gießen, und hat somit die Kunst, wie sie jetzt ist, zur Vollendung gebracht" und dann fährt er fort: „Von Peter Schöffer habe ich gehört, daß diese Druckkunst in der ersten Zeit große Schwierigkeiten gehabt hat; beim Drucke der Bibel haben sie mehr als 4 000 fl. ausgegeben, ehe sie die dritte Quatern (richtiger Quintern) fertig hatten."

Hieran knüpft Franz Falk, dessen vortrefflichem Büchlein: „Gutenberg, seine Person und seine Erfindung" (Mainz, Joh. Falk III. Söhne) wir hier gefolgt sind, eine sehr interessante Betrachtung. Zunächst erklärt er den Ausdruck Quatern, wie wir auch schon im vorigen Kapitel gelegentlich erwähnt, als Heft (Lage) von 4 Bogen = 8 Blättern und Quintern für 5 Bogen und dann führt er die Thatsache an, daß man aus einem Kalbfell nur einen einzigen Bogen in

der Größe des Bibelformats herstellen kann. Nun hat aber Gutenberg einen Teil seiner Bibelauflage auf Kalbfelle gedruckt. Von dieser ersten Bibel sind noch 10 Pergamentexemplare vorhanden, 10 × 15 Bogen, also 150 Kalbsfelle, das ist schon eine kleine Herde. „Da aber eine ganze Bibel (aus zwei Bänden in Folio bestehend) 320 Bogen erforderte, so waren für diese 10 noch erhaltenen Pergamentexemplare 3,200 Felle, die eine stattliche Herde repräsentieren, nötig." Man mache sich darnach eine Berechnung der Unkosten.

„Diese Bibel nun ist" — so fährt F. Falk in seinem verdienstlichen Werkchen fort, — „welche den Erfinder zugleich als Meister dokumentiert, diese ist das Werk, welches heute noch Bewunderung erregt. In der schönen gotischen Schrift (Fraktur) läuft der biblische Text in gespaltenen Kolumnen (42 Zeilen) durch zwei starke Foliobände; über die gefällig geschnittenen Lettern, die an die Buchstaben der Handschriften jener Zeit sich anschließen, über das ganze Schriftfeld gießt sich ein Gleich- und Ebenmaaß, eine Harmonie, die sich nicht übertreffen läßt; die schwarze und rote Druckfarbe, glänzend, als ob sie gestern aufgetragen wäre, hebt sich gut ab von dem vorzüglichen körnigen Papier oder dem sattgelben Pergament. Alles dient zur Freude, zur Ueberraschung des Auges des Beschauers, sollte er selbst ein Nichtkenner derartiger Dinge sein."

Wie sehr die Bibelexemplare der Gutenberg-Zeit im Wert gestiegen sind, geht aus der Thatsache hervor, daß ein solches bei einer Versteigerung kostbarer Bücher in London 1898 einen Preis von 79,560 Mark erreichte; es war ein Papierexemplar. 1896 brachte der Thüringer Antiquar Quaritsch ein Pergamentexemplar auf den Markt und erzielte damit 81,600 Mark; beide Bibeln sind nach Amerika gewandert.

Es ist sehr mißlich, daß bei allen Erstlingserzeugnissen des Meisters, sowohl sein Name wie auch Wappen fehlen, und dies trug nicht wenig dazu bei, daß nicht nur Gutenberg selbst der Ruhm der Erfindung, sondern auch Mainz die Ehre der Erfindungsstätte streitig gemacht wurden.

Am hartnäckigsten sind die Holländer für ihren Landsmann Laurenz Coster aus Harlem eingetreten, dem sie sogar Denkmäler gesetzt; aber seitdem Ant. van der Linde — selbst ein Holländer — auf Grund eingehender archivalischer Studien die Haltlosigkeit der sog. Coster-Legende nachgewiesen, glaubt kein Gebildeter mehr an diese Nebelgestalt, der Gutenberg oder Fust, als früherer Gehilfe die Typen gestohlen und nach Mainz verschleppt haben sollte. Es ist sehr bezeichnend und doppelt überzeugend, daß ein holländischer Gelehrter, anfangs selbst ein Anhänger des Coster-Glaubens, infolge gründlicher Nachforschungen, deren Resultate er in seinem Werke: „Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen von Dr. A. v. der Linde", niedergelegt, in dem XVI. Cap.: „Der Harlemer Coster-Schwindel" die Nebelgebilde dieser Legende gänzlich zerstreut hat. Wie er nachweist, zeigt sich in Harlem während des ganzen 15. Jahrhunderts von irgend einem Briefdrucker oder prenter nicht die geringste Spur. Harlem war überhaupt infolge des Zurückbleibens in der Kultur erst die 18. Stadt, wo die Buchdruckerkunst, aber noch nicht einmal die eigentliche Typographie ihren Einzug hielt (1483). Ein Kupferstecher und öffentlicher Schreiber (Notar) zu Harlem seit 1542, Namens Coornhert, der in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister Jan van Zuren eine Buchdruckerei gründete, reklamierte zuerst in einem Widmungsschreiben an den Magistrat von Harlem, worin er sein

Geschäft empfahl, seinen Wohnort als Sitz der Erfindung der Buchdruckerkunst und tischt das Märchen auf, daß die anfangs noch „rohe Manier" nachmals von einem „ungetreuen Knecht" nach Mainz geführt und dort so sehr verbessert worden sei, daß diese Stadt den Ruf der ersten Erfindung Harlem streitig gemacht habe. Dann beschwert er sich über die „ruchlose Unachtsamkeit seiner Voreltern, die diesen Wahn, als ob Mainz die Ehre gebühre, sich hätten festsetzen lassen;" ja „sehr alte, stattliche und graue Häupter" wollen ihm Namen des ersten Erfinders (sicherlich wohl nur des ersten Harlemer Buchdruckers) genannt und seine Wohnung gezeigt haben. Auch der erwähnte Jan von Zuren spricht mit einem ausgeprägten Lokalstolz von dem Ursprung der Buchdruckerkunst in Harlem, doch wagt er der allgemein verbreiteten Meinung des Mainzer Besitzrechts gegenüber nur zagend die Ansprüche seiner Vaterstadt geltend zu machen, „sollte es auch ein casus belli(!) werden," er will die Sache nur „insgeheim und leise" besprochen haben. Und nun taucht in fabelhaften und phantastischen Chroniken das Märchen von Harlem auf. So wird in eines Italieners Guicciardini Beschreibung der Niederlande (1567) das Märchen von dem Diebstahl eines Dieners an dem Harlemer Erfinder, der nach Mainz gezogen sei und dort die Kunst vervollkommnet habe, aufgewärmt. In dieser Chronik kommen sonst noch die unglaublichsten Ungeheuerlichkeiten, wie Meerweibchen und Meermänner, vor, und obwohl er die Wahrheit seines gehörten Geredes über die Erfindung der Buchdruckerkunst in Harlem dahingestellt sein lassen will und trotzdem er in einer späteren Auflage seines Buches (1581) sein Zeugnis für Harlem zu Gunsten Gutenbergs aufhebt, galt er den Holländern doch für einen Gewährsmann ihrer Sache. Was ge-

dankenlose Abschreiberei und kritiklose Zusammenwürfelung vermag, beweist Guicciardini's Landsmann Conti, der die Ungeheuerlichkeit zusammenschweißte, daß Joh. Gutenberg im Jahre des Heils 1453 die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden und nach seinem Tode sein Knecht das Geheimnis nach Mainz verschleppt habe! Und so geht der heillose Wirrwarr noch weiter, daß „Gutenberg selbst nach seinem Tode als sein Knecht" nach Mainz gegangen sein soll. Doch genug des Unsinns!

Wir sehen, es fehlt der haltlosen Nebelgestalt des Harlemer Erfinders noch immer der Name. Dafür, sowie für seine Wohnung und seine Jahreszahl, sorgte ein von Guicciardini als „berühmter Philosoph" erwähnte Arzt Adrian de Jonghe (Hadrianus Junius), 1511 geboren zu Hoorn in Nord-Holland. Dieser kann als der Ausbauer des Coster-Mythus in seinem holländischen Geschichtswerk gelten. In diesem stümperhaften und chronologisch oft unverständlichen Werke voll der abenteuerlichsten Etymologien (z. B. Küstrin aus „er küßt Trine" und Truchseß aus „er trug 's eß!") und lächerlichsten Ammenmärchen, wie z. B. daß eine Gräfin von Henneberg auf einmal von 365 Kindlein entbunden worden (wohl aus dem faulen Witz entstanden, daß die Dame, die am vorletzten Tage des Jahres von Zwillingen entbunden, soviele Kinder geboren habe, als das Jahr Tage habe, nämlich damals noch 2) findet sich mit rhetorischem Bombast der ganze Coster-Mythus aufgeputzt, den man in Wetters Uebersetzung (S. 571—88) nachlesen kann. Da heißt es, daß vor 128 Jahren (d. i. 1440) in Harlem auf dem Markte Laurenz Johanns Sohn, mit dem Beinamen Coster (d. h. Küster) gewohnt, dem die Ehre des Erfinders der Buchdruckerkunst gebühre; er habe auch mit seinem Schwiegersohn Thomas Peter eine dickere und

haltbarere Tinte hergestellt, ferner ganze Tafeln mit Figuren und Schrift bedruckt. Verfasser will von ihm einseitig bedruckte Blätter, zu einem Buche vereinigt, mit dem Titel: „Spiegel unseres Heils" gesehen haben. Dann fabelt er von der Vervollkommnung seiner Druckversuche mit bleiernen, später zinnernen Formen statt buchenen u. s. w. Unter den Gehilfen wird nun ein gewisser Johannes (sei es nun Fust oder ein anderer) genannt, worüber der Verfasser nicht weiter nachforschen will, „um die Schatten der Toten nicht zu beunruhigen, da dieselben ja schon in ihrem Leben mit Gewissensbissen bestraft worden seien." Und nun heißt es weiter: „Als dieser, welcher zu dem Druckergeschäfte angenommen und beeidigt war, die Kunst, die Buchstaben zu gießen und zusammenzusetzen und was sonst noch zur Sache gehört, vollkommen begriffen hatte, nahm er die gelegene Zeit wahr, und zwar (keine günstigere hätte er wählen können) die Nacht, in welcher die Geburt Christi gefeiert wird und alle Welt der hl. Weihe beizuwohnen pflegt, drang in alle Behälter der Buchstaben ein, packte die Geräte und Werkzeuge seines Herrn, welche zu dieser Kunst dienten, zusammen und eilte dann mit dem Raube nach Hause. Zuerst ging er nach Amsterdam, dann nach Köln und endlich nach Mainz, wo er, als in einem Asyle außer dem Pfeilschusse in Sicherheit leben und, nachdem er seine Werkstätte eröffnet hatte, die reichlichen Früchte seines Diebstahls einernten konnte." Welche ausgetiftelte Mordgeschichte!

Dann folgen ein paar höchst zweifelhafte Zeugen und fromme Wünsche.

Mit schonungsloser Kritik, ja mit bitteren Sarkasmen geht A. van der Linde diesem Fabeleien und zweifelhaften Zeugen zu Leibe. „Wie ist es denn möglich," sagte er mit Recht, „Jemanden mit dem

Diebstahl seiner Geräte auch zugleich seine ganze Erfindung zu rauben? Gab es denn kein Holz, Zinn und Blei in Harlem mehr, neues Material herzustellen? Ist denn das Geheimnis der Erfindung mit der Unschuld eines jungen Mädchens zu vergleichen, nach deren Raub auch so zu sagen ihre Existenz aufhört? Und gab es kein Mittel, den Dieb, dessen Aufenthalt man kannte, zu verfolgen, oder wenigstens die ganze Mordgeschichte als Thatsache schriftlich festzunageln? Es scheint, daß nach jenem verrichteten Diebstahl eine förmliche und dauernde Strike unter den Harlemer Buchdruckern ausgebrochen ist." Doch genug von der albernen Geschichte, die, wie Prof. Dr. Klein richtig bemerkt, „vor Dummheit zum Himmel stinkt." Jede der beiden Hauptnebelgestalten hat zudem noch einen Doppelgänger, bald ist Coster ein Lichtgießer und Schenkwirt, bald ein Schöffe, und der Dieb heißt bald Fust, bald Gutenberg, — es sind zweiköpfige Ungeheuer.

Um die Verwirrung noch zu erhöhen, schrieb der Pfarrer de Vries: „Ein gewisser Johann hat die Erfindung der Buchdruckerkunst gestohlen, denn — Johann Gensfleisch hat die Erfindung der Buchdruckerkunst gestohlen von Mentel in Straßburg." Außerdem wußte er noch, daß „der Dieb die Druckerei eine Zeit lang nach dem Tode des Meisters beaufsichtigt hat," daß er „sich während einer längeren Zeit in Amsterdam aufhielt," daß aber „Costers Erben ihm dort endlich auf die Spur kamen," daß er „sich darauf in Köln versuchte, bis der Magistrat von Harlem ihn auch von dort vertrieb," und so langte das gehetzte Phantom dann endlich in Mainz an, wo es — 1442 unverschämt zu drucken anfing. Wir können hier, um nicht zu weitläufig zu werden, die weiteren Ausgeburten einer lokalverrückten Phantasie nicht verfolgen, wie z. B. Meermanns verunglückte Behauptung

Laurenz Janssoon, der Erfinder der Buchdruckerkunst, sei „Küster" gewesen, daher der Beiname Coster, im ganzen 15. Jahrhundert ist kein Küster obigen Namens nachweisbar.

Daß sich van der Linde mit seiner siegreichen Bekämpfung des Kosterglaubens bei seinen Landsleuten keinen Dank erwarb, läßt sich denken, doch dies schreckte ihn trotz Verunglimpfungen und Anfechtungen nicht ab, der Wahrheit die Ehre zu geben. Hielt es doch auch seiner Zeit die Schweizer Geschichtsforscher und Gelehrten nicht ab, die Wahrheit der gangbaren Tells-Ueberlieferung zu bestreiten.

Aber auch anderwärts ward Gutenberg der Ruhm seiner Erfindung streitig gemacht. So in Straßburg, wo als erster Typograph Joh. Mentel, ein Schüler Gutenbergs auftrat und bis 1478 druckte; seine Druckerei setzte nachmals sein Schwiegersohn Martin Schott und dann sein Enkel Hans Schott fort, der den Großvater zur Erfindung der Kunst stempelte. Aehnlich ward ja auch in Mainz Johann Fust durch seinen Enkel Johann Schöffer zum eigentlichen Erfinder der Buchdruckerkunst gemacht. Wie nun auch in Bamberg der Lokalpatriotismus für Albrecht Pfister, der ein Schüler Gutenbergs war und nach Bamberg zog, eintrat, so gab der Schlettstädter Theologe Jak. Wimpheling der Annahme, daß der Ursprung der Buchdruckerkunst in Straßburg zu suchen sei, den rechten Nährboden in seiner 1501 erschienenen Schrift: „Deutschland," obwohl er in einem lateinischen Gedicht, das wir Eingangs dieses Kapitels in deutscher Uebersetzung gebracht, den „göttlichen Gensfleisch" als Erfinder gepriesen (Heidelberg 1499). Dann nennt er unter den berühmtesten Buchdruckern bis auf seine Zeit in erster Linie Joh. Mentel aus Straßburg. Nun schrieb er auch in einem Geschichtswerk, die Buchdrucker-

kunst sei von einem Straßburger erfunden worden. Da aber Gutenberg ein Mainzer war und von Straßburg nach Mainz zog, mußte Joh. Mentel untergeschoben werden. Joh. Schott, der seinen Großvater als Wechselbalg unterschob, fand auch in dem Baumeister Speckle einen Gehilfen seines Betrugs. In dessen Zeugnis kommen zwar die handgreiflichsten Irrtümer und Mißverständnisse vor, immerhin fand sein Zeugnis Glauben. So erwähnt er als „S c h w a g e r Mentels" einen „Peter Scheffer" und läßt ihn auch durch einen D i e n e r „J o h a n n G e n s f l e i s c h" bestohlen werden, der dann mit einem Art Doppelgänger, dem „r e i c h e n G u t h e n b e r g e r" (wohl Verwechslung mit F u s t) in Mainz die Kunst vervollkommt habe. Mentel soll darüber vor Herzeleid gestorben, Gensfleisch aber durch Gottes Strafgericht blind geworden sein. „Ja, es gibt noch eine Vergeltung auf Erden!" ruft der fromme Heulmeier. Andere haben dies Rührstückchen nachgebetet; ja, eine Magd



Brauhaus zum Gutenberg.

ward wegen Diebstahls der Reliquien, nämlich der „hölzernen," noch im vorigen Jahrhundert geköpft! Mentels Grab aber ward mit einer angeblichen Ehreninschrift geziert, die das sog. Münsterbüchlein des vorigen Jahrhunderts überliefert, worin er als Erfinder der Buchdruckerkunst gepriesen wird. Seitdem Elsaß wieder deutsch ist, ist der Lokalpatriotismus dem deutschen Nationalgefühl gewichen, und man freut sich jetzt auch schon, wenn überhaupt die Erfindung der Buchdruckerkunst eine deutsche genannt wird.

Der Dritte endlich, dem auch irrtümlich der Ruhm der Erfindung zugeschrieben wurde, ist der bereits erwähnte Bamberger Albrecht Pfister, der Mainz 1455 verließ, nachdem Gutenberg von Fust aus seinem Eigentum verdrängt worden war und vermutlich bei seinem Weggang einen Teil der Lettern der 36 zeiligen Bibel erwarb. Er errichtete in Bamberg eine Druckerei und druckte bereits 1461 eine zweite Ausgabe von „Boner's Edelstein."

Doch kehren wir wieder zu unserem Meister zurück. Da interessiert uns denn sicherlich die Frage, wo Gutenbergs erste Werkstatt in Mainz war. Irrtümlich nahm man bis in die Gegenwart den „Hof zum Jungen" in der Franziskanerstraße 3 an, den Gutenbergs Oheim, Henne Gensfleisch der Alte, bereits am 28. Okt. 1443 gemietet hatte. Das Gebäude war ursprünglich größer und umfaßte ursprünglich fast das ganze Quadrat bis an die kleine und große Emmeransstraße. Nachdem es mancherlei Wandlungen durchgemacht, hausten seit 1462 darin die Ritter Brömser von Rüdesheim, denen Adolf von Nassau den Hof überwiesen hatte, dann ging es in den Besitz verschiedener bürgerlicher Familien über und jetzt gehört es der Mainzer Aktien-Bierbrauerei.

Was den Glauben, daß hier Gutenbergs Werkstätte

bestanden, wesentlich bestärkte, war ein mysteriöser Fund, der dort am 22. März 1856 beim Graben eines Kellers gemacht wurde und in dem man das Bruchstück einer alten Druckpresse aus Eichenholz zu erkennen glaubte. In dies Holz waren folgende Zeichen eingeschnitten: J.MCDXLI.G. Diese Inschrift ist schon darum zweifelhafter Natur, weil hier der Vorname Gutenbergs mit J. (Johannes) statt des gebräuchlicheren H. für Henne bezeichnet ist; aber auch die Jahreszahl 1441 kann nicht stimmen. A. van der Linde macht sich über diese sog. Gutenberg-Reliquie und den damit getriebenen Humbug sehr lustig.

Aber, wie jetzt außer allem Zweifel steht, war Gutenbergs erste Werkstatt in dem Hause, das jetzt der „Dreikönigshof“ heißt (Schustergasse 20).



Dreikönigshof.

Bei seinen Studien im Kreisarchiv zu Würzburg fand Dr. Franz Falk, der Archivar des Bistums Mainz einen Plan von Mainz aus dem Jahre 1575, wo unter dem Verzeichnis merkwürdiger Häuser unter Nr. 109 das Druckhaus Gutenbergs mit der Bemerkung: „Gutenberg hat im Jahre 1440 in diesem Hause die Druckkunst zuerst ausgedacht,“ angeführt ist. Auch die Stadtauf-

nahme von 1568 (handschriftlich auf der Mainzer Stadtbibliothek) kennt „das Hauß zum Druckhof genannt.“ 1651 kaufte der Weihbischof Volusius dieses Haus und schrieb darüber folgendes:

„Nach einem Exil von vier Jahren nach Mainz zurückgekehrt (Schwedenzeit), sah ich die Stadt zum großen Teil verwüstet, auch meine Probsteiwohnung; um nun eine andere Wohnung zu bekommen, habe ich mir für mein Geld erworben ein Haus, welches gewöhnlich „Druckhaus“ (vulgo zum Druckhaus) genannt wird. Dasselbe habe ich um so lieber gekauft, weil in ihm die Druckkunst, ars typographica, erfunden worden ist.“

Das Haus führte früher den Namen „zum Heimbrecht (Humbrecht)“, wie es noch in einer Urkunde von 1535 heißt; darin arbeiteten Gutenberg, Fust und Schöffer gemeinsam und von hier aus gingen ihre ersten staunenerregenden Preßerzeugnisse, wie die Bibel, in alle Welt. Bei der Eroberung der Stadt durch Adolf von Nassau ging das Druckhaus in Flammen auf, ward aber bald wieder neu erbaut, und zwei Jahre später ward wieder eine Druckerei betrieben, die namentlich unter Peter Schöffers Nachkommen blühte und bedeutende Werke hervorbrachte. 1643 erhielt das Gebäude wegen einer darin errichteten, den hl. 3 Königen geweihten Kapelle den Namen „Dreikönigshof.“ Auf der Rückseite grenzt in der Korbgasse der „Hof zum Korb“ an, den Peter Schöffer am 5. September 1476 dazukaufte und der bis 1502 mit dem „Hof zum Heimbrecht (Humbrecht)“ unter der gemeinsamen Benennung vereinigt blieb. Noch heute zeigt das Gebäude, das eine renommirte Bierwirtschaft enthält, sein ursprüngliches mittelalterliches Gepräge.

Wie nun Gutenberg nach seiner Rückkehr von Straßburg gerade auf das Heimbrecht-Haus, das dem

reichen Joh. Fust gehörte, verfiel, dafür findet Franz Falk („Zur alten Typographie von Mainz", Verl. von Joh. Falk III. Söhne) einen sehr einleuchtenden Wahrscheinlichkeitsgrund. Neben Fusts Haus lag das „zur Laden" (Schusterstraße 16 u. 18), das, wie bereits früher erwähnt, Falk für Gutenbergs Geburtshaus hält, da sein Vater „Frielo (zur Laden)" aus dem großen Gensfleisch-Geschlechte sich, wie üblich war, nach dem Hause, wo er wohnte, zubenannte; seine Mutter, eine Leeheimer, stammte aus dem Hause Augustinerstraße 44, 46, 48, wie Henri Helbig (Généalogie de J. Gutenberg) nachgewiesen.

Vermutlich gedachte Gutenberg nach seiner Rückkehr zunächst seines reichen Nachbars Fust und suchte ihn für seine Pläne zu gewinnen.

Daß man fälschlich den „Hof zum Jungen" für das erste Druckhaus hielt, hat Trithemius in seinen 1506 geschriebenen Annalen von Hirsau zum Jahre 1450 verschuldet; es heißt da: „Die ersten drei Erfinder der Druckkunst, nämlich Joh. Gutenberger, Joh. Fust und Peter Schöffer, wohnten in Mainz im Haus genannt „zum Jungen", welches von damals an bis heute Druckhaus heißt."

Wo Gutenberg nach dem Bruch mit Fust weitergearbeitet, steht nicht fest, doch spricht die Wahrscheinlichkeit für das früher „Algesheimer Bursch" (bursa) genannte Eckhaus Nr. 3 im Christophsgäßchen hinter der Christophskirche. In der ungedruckten, von uns bereits gelegentlich genannten Chronik des Grafen Wilh. Werner von Zimmern heißt es nämlich in einer Randbemerkung eines Unbekannten (vermutlich eines Paters des Mainzer Augustinerklosters), zu dem auf die Erfindung der Buchdruckerkunst bezüglichen Passus: „Hanß Gudenberg wohnet in der Algesheimer Bursch." Nur dieses aus dem Augustinerkloster stammende

Exemplar der Zimmernschen Chronik hat diese Randbemerkung; doch solange wir keine glaubwürdigere Nachricht haben, müssen wir an dieser Notiz festhalten.

Gutenberg scheint sich aber nach seiner Trennung von Fust in fortwährender Geldverlegenheit befunden und wohl hauptsächlich aus Furcht vor Pfändung seinen Namen auf seinen Druckwerken verschwiegen zu haben. Eine solche drohte ihm auch von Straßburg aus, wo er seinen Verpflichtungen dem St. Thomas-Kapitel gegenüber nur bis zum 11. November 1457 nachgekommen war. 1461 klagte dieses Stift erfolglos auf Rückzahlung des Gutenberg geliehenen Kapitals nebst fälligen Zinsen. Pfändung drohte ihm auch wegen der durch seinen Vetter Gelthus geliehenen 150 Geldgulden, ferner von Fust und noch von anderen Gläubigern.

Da fand er noch einmal einen Helfer in der Not in der Person des Dr. Konrad Humeri, der ihm zum Fortbetrieb seiner Kunst gegen Verschreibung seiner „Formen, Buchstaben, Instrumente und Gezeug" ein Darlehen vorschoß. Vermutlich stellte ihm auch Humeri die Räume des ihm gehörigen, dem Invalidenhause gegenüber gelegenen Kolleghauses, genannt die „Algesheimer Bursch" zum Weiterbetrieb seiner Kunst zur Verfügung. Aus dieser Werkstatt ging 1460 sein letztes bekannt gewordenes Werk, das Katholikon (d. i. ein lateinisches Wörterbuch mit Grammatik) hervor, das eine lateinische Schlußschrift enthielt, die in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Unter des Allerhöchsten Beistand, auf dessen Wink der Unmündigen Zungen beredt werden und der oftmals den Kleinen offenbart, was den Weisen er verhehlt, ist dieses vorzügliche Werk Catholicon in des Herrn Menschwerdung Jahr 1460 in der edlen Stadt Mainz aus der berühmten deutschen Nation, welche Gottes

Güte mit so hohem Geistes Lichte und freiem Geschenke den übrigen Nationen der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen sich würdigte, nicht durch Rohres, Griffels oder Feder Hilfe, sondern durch der Patronen (d. i. Patrizen) und Formen (Matrizen) wunderbaren Zusammenhalt, Verhältnis und Ebenmaaß gedruckt und gefertigt worden.

Darum Dir, o hl. Vater, dem Sohne samt dem hl. Geiste, werde Lob und Ehre als dem einen und dreieinigen Herrn erteilt. Zu der Kirche Ehre, mit diesem Buch, o Katholikon, jubele! Und zu loben die gütige Maria höre niemals auf! Gott Danksagung!"

In dieser Schrift wird auch der eigentliche Gehalt und das Wesen von Gutenbergs Erfindung mit den Worten „durch der Patrizen und Matrizen wunderbaren Zusammenhalt, Verhältnis und Ebenmaaß" gekennzeichnet.

Die Hauptsache bei der Technik der Typographie bestand eben in der Herstellung der Typen selbst, jetzt bekanntlich das Feld der Schriftgießerei. Nach A. van der Linde's ausführlicher Beschreibung beginnt die Typenbildung mit der Herstellung der sog. Punze, d. i. eines Gegenstempels, die erhöht für jeden Buchstaben auf Stahl geschnitten und einem weichen Stahlstäbchen eingeschlagen wird, um den Grundriß der inneren Gestalt des Buchstabens zu geben. Nach Einprägung der Punze wird vom Stempelschneider das umgebende Metall solange weggeschnitten und weggefeilt, bis der erhöhte Buchstabe, der Stempel (oder die Patrize) fertig ist. Nachdem sein Stahl in Holzkohlenfeuer weißglühend gemacht und durch Abkühlen im kalten Wasser gehärtet und schließlich gegen das Zerspringen auf einem rotglühenden Eisen gelb anlaufen gelassen worden ist, wird er in ein Stückchen gewalzten Kupfers auf einer Flachseite eingeschlagen,

daß nun eine **Matrize**, d. h. eingesenkte Mutterform unzähliger Buchstaben sich zeigt. „Die Oberfläche der Matrize muß genau geebnet und jede Seite rechtwinkelig und dem eingeschlagenen Buchstaben parallel sein. Um Typen gleicher Höhe zu erhalten, muß die Tiefe des Buchstabens, wie seine seitliche Entfernung, in allen Matrizen einer gleichen Schriftgattung durchaus übereinstimmen. Für jeden Buchstaben und für jedes Lesezeichen eines zusammengehörigen Alphabets wird ein eigener Stempel geschnitten und eine eigene Matrize geschlagen, für je einen Schriftgrad ist aber nur ein Gießwerkzeug nötig. Doch wie verschieden gestaltet auch sonst die Lettern sein mögen, **eine** Körpergröße oder **einen** Kegel müssen sämtliche Typen desselben Grades besitzen. Um bei der verschiedenen Breite der Lettern überall die genaueste Gleichheit der Kegel zu erzielen, müssen sie sämtlich in ein für alle Matrizen verwendbares Gießinstrument eines und desselben Kegels gegossen werden. Die Gießform besteht aus 2 fest zusammengeschraubten Hälften von Metall."

So beschreibt unser Mitbürger, Hofrat **Alfred Börckel**, in seinem, dem ersten über diesen vielfach so spröden Stoff populär sich verbreitenden verdienstvollen Werke: „Gutenberg, sein Leben, sein Werk, sein Ruhm" (E. Roth, Gießen), die Typenherstellung und zählt dann alle im vorigen Jahrhundert dazu erforderlichen Gerätschaften auf, wie den Schmelzofen mit Schmelztiegel für das Antimonium, einen eisernen Topf zum Schmelzen des Bleis und der Zusätze, wie Antimon, Zinn und Kupfer, Gießlöffel, -ofen, -form u. s. w.

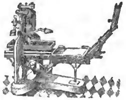
Hierauf wendet er sich zum Satz der Typen, die in hölzernen Setzkasten mit etwa 110 Fächern für deutschen und 160 für Antiqua-Satz (Latein, Französisch, Englisch u. s. w.) liegen. Für orientalische Sprachen und

Musiknoten sind Kasten mit noch größerer Fächerzahl erforderlich. Dann beschreibt er Pult, auf dem der Setzerkasten liegt, und Manuskripthalter und Art des Setzens der Lettern in den metallenen sog. Winkelhaken, der eine der jeweiligen Zeilenlänge sich fügende, verschiebbare Seitenwand hat. Zum Festhalten und zur Unterlage der gesetzten Zeile dient eine Setzlinie aus Messingblech. Dann fährt er fort:

„Nachdem der Winkelhaken mit Zeilen gefüllt ist, werden dieselben ausgehoben und mit einem geschickten Handgriff auf das Setzschiff gehoben, bis die zur Bildung einer Spalte oder Seite (Kolumne) oder auch eines Packets nötige Zeilenzahl erreicht ist. Das Setzschiff besteht aus einem winkelrechten, auf zwei oder drei Seiten mit einem erhabenen Rande versehenen Brettchen oder einer Zinkplatte. Ist genügender Satz für eine Seite da, so wird dieselbe mit Bindfaden „ausgebunden." Der Abstand der Blattseiten von einander wird nach Entfernung der Kolumnenschnur mit rechtwinkeligen Holzstegen, oder auch mit systematischen Metallstegen, ausgefüllt und das Ganze in 2 Gruppen zwischen eisernen Formrahmen so zusammengeschraubt oder eingekeilt, daß sich beim Einlegen in die Presse kein Buchstabe mehr verrückt. Jeder Druckbogen brauchte früher zwei solcher Formen, eine für die Schöndruck- und eine für die Kehrdruckseite. Der erste Abzug von den so geschlossenen Formen ist der Korrekturabzng, in welchem der Korrektor die Setzfehler verbessert, worauf dann der eigentliche Druck beginnt. Das Papier wird dazu vorher gefeuchtet und jede Form auf das Genaueste zugerichtet, damit nicht die geringste Unebenheit zwischen Typensatz und Maschine entsteht. Zur Erzielung eines guten Druckes gehören namentlich auch gute Walzen zum Verreiben und Auftragen der aus Leinölfirnis und Ruß bestehenden Druckerschwärze.

Früher waren es lederüberzogene Roßhaarballen, jetzt werden sie aus einer Mischung von Leim und Sirup, oder aus Glycerin, Zucker und Gelatine gegossen."

Was nun die Buchdruckerpresse betrifft, die seit Erfindung der Kunst 4 Jahrhunderte lang unverändert im Gebrauche blieb, so ähnelte sie mehr oder weniger den Waschmangeln, womit unsere Hausfrauen ihre Wäsche glätten. Sie setzte sich zusammen aus einem hölzernen Gestell mit Fundament, den Preßwänden und einem sog. Karren, der mittelst einer Handkurbel ausgefahren wird, um die Druckfarbe aufzutragen. Dann legte man das Papier bogenweise ein und fuhr nach Zuklappen und Niederlegen von Rähmchen und Deckeln den Karren durch Drehung der Kurbel ein, zog den Bengel herüber, fuhr wieder aus und holte den gedruckten Bogen hervor, der dann zum Trocknen aufgehängt und hierauf in einer Glättpresse geglättet ward. Nach Gebrauch werden die Formen von der Druckfarbe gereinigt und die Typen durch den Setzer wieder in ihre bestimmten Fächer gelegt. Mit dieser hölzernen Handpresse druckte man früher 250—300 Bogen einseitig in der Stunde; beispielsweise brauchte man volle 12 Stunden zum Druck der Auflage der Kölnischen Zeitung von ungefähr 3,300 Exemplaren, eine Arbeit, welche gegenwärtig nur 5 Minuten dauert. Nachdem man bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England eiserne Pressen angwandt hatte, machte



Eiserne Handpresse.

Friedr. König, ein gelernter deutscher Buchdrucker, eine epochemachende Erfindung, wonach der zu bedruckende Bogen, statt einzeln ein- und ausgehoben zu werden, fortlaufend über Cylinder zu ununterbrochenem Drucke läuft. Auf diese Weise wurde 1814 zuerst die „Times" gedruckt. Dann verband sich König mit dem Mechaniker Bauer und so entstand die König- und Bauer'sche Schnelldruckmaschine (1833).



V.

Gutenbergs Lebensabend.

Kurstreit zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau. Verbreitung der Buchdruckerkunst.

„Jüngst ist dem Geiste des rheinischen Volks, seiner Kunst ist entsprungen
Eine gar herrliche Schar, leider fast allzugroß,
Und was sonst nur im reichen Palast dem Leser begegnet,
Findet sich jetzt überall, auch in der Hütte: ein **Buch**.
Dank drum den Göttern zunächst, doch billigen Dank auch den Druckern,
Denn ihrem Geiste zuerst hat diese Bahn sich gezeigt.
Was den weisen Griechen entging und den findigen Römern,
Als die neueste Kunst stammt's aus germanischem Geist.“
(Seb. Brant's Gedicht über die Druckkunst, Basel 1498.)

Am 18. Juni 1459 war der Domherr Diether von Isenburg vom Mainzer Domkapitel zum Erzbischof gewählt worden und mußte sich nun als weltlicher Fürst an den deutschen Kaiser um Verleihung der Regalien (Hoheitsrechte) wenden. Damals stand an der Spitze des deutschen Reiches Friedrich III., der zwar von allen Kaisern am längsten (1440—93), aber auch am unseligsten regierte. Man gab ihm wegen seiner indolenten Regierung den Spitznamen: „des deutschen Reiches Schlafmütze.“ Wir haben ja bereits

bei Gutenbergs Aufenthalt in Straßburg erwähnt, wie die frechen burgundischen Söldlinge, die Armagnaken, ungehindert im Elsaß hausten. Der Kaiser war mit der Wahl des Mainzer Domkapitels einverstanden, zumal es dem neugewählten Erzbischof das Versprechen abgenommen, dem bestehenden Bündnisse gegen den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, einem Reformfreunde und darum Feinde des Kaisers, beizutreten. Darum erteilte er ihm, da er gerade am Fieber darniederlag, gnädigst die erbetene Frist, um die Regalien und Lehen in Empfang zu nehmen und ihm persönlich den Eid der Treue zu leisten. Nun wandte sich Diether voll der schönsten Hoffnung an Papst Pius II. um Bestätigung der Wahl und Verleihung des Palliums (Sinnbilds der erzbischöflichen Würde). Dieser, als früherer Geheimschreiber des deutschen Kaisers Aeneas Sylvius Piccolomini genannt, einer der bedeutendsten Kirchenfürsten, die je auf dem päpstlichen Stuhle saßen, hatte damals alle christlichen Fürsten und Völker zu einem großartigen Kreuzzug wider die Türken, die 1453 Konstantinopel erobert hatten, entboten, aber im deutschen Reiche kein großes Entgegenkommen gefunden. Darüber verstimmt, verlangte er von Diethers Gesandtschaft sein persönliches Erscheinen und als er die Unmöglichkeit dieser Forderung hörte, knüpfte er wenigstens an seine Bestätigung allerlei Bedingungen, die als eine Beschränkung seiner kurfürstlichen Macht erscheinen konnten. Diether befand sich in einer mißlichen Lage und wartete mit seiner erneuten Bitte eine günstigere Gelegenheit ab. Diesmal schien er auch an dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg einen einflußreichen Fürsprecher gefunden zu haben, doch verlangte der Papst, ohne Zweifel im Hinblick auf die Türkennot, doppelte Taxe: 20,650 fl., und die Gesandten mußten das Fehlende gegen ausgestellte Schuld-

scheine von Geldwechslern leihen. Als sich aber Diether weigerte, dafür einzustehen, ward er verklagt und der Bann über ihn verhängt.

Inzwischen war eine Fehde zwischen dem Mainzer Erzbischof und seinem Nachbar Friedrich von Kurpfalz dem Siegreichen, im Volksmunde auch der „böse Fritz" genannt, ausgebrochen, da das Domkapitel sich weigerte, ein Versprechen wegen einer Geldabfindung zu erfüllen. Der Streit nahm 1460 eine allgemeine Ausdehnung an und artete in gegenseitige Plünderungen und Brandschatzungen aus. Schließlich erlitt Diether am 4. Juli 1460 zwischen Pfeddersheim und Monsheim eine entscheidende Niederlage und mußte seinem Gegner große Entschädigungen und Vorteile gewähren, doch entstand zwischen ihnen zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen ein Schutz- und Trutzbündnis.

Als über das Verlangen des Papstes nach Erhebung des Zehnten als Türkensteuer im deutschen Reiche allgemeine Aufregung und auch gegen den deutschen Kaiser, den man im Einverständnis mit dem Kirchenfürsten beargwöhnte, Erbitterung herrschte, berief Diether auf den 13. Dezember 1460 einen Fürstentag nach Bamberg, wo man eine sehr kühne Sprache gegen Kaiser und Papst führte und namentlich gegen den Zehnten protestierte. Ja, auf einem zweiten Fürstentage zu Nürnberg (14. Februar 1461) trug man sich sogar mit dem Gedanken einer Reform des Reiches und der Kirche.

Dagegen ergriffen natürlich Kaiser und Papst Gegenmaßregeln; sie suchten durch Legaten das Mainzer Domkapitel zur Wahl eines anderen Erzbischofs zu veranlassen und Diether von Isenburg immer mehr zu isolieren, so daß ihn sogar Friedrich der Siegreiche im Stiche ließ.

Der päpstliche Legat Joh. Werner von Flaßland sah sich unter den Mainzer Domherren nach einem geeigneten Gegenkandidaten anstatt Diethers um und fand ihn in der Person des Grafen Adolf von Nassau, der schon bei der letzten Wahl einige Stimmen erhalten hatte. Adolf suchte auch auf einer Zusammenkunft in Köln mit den Erzbischöfen von Trier und Metz und einigen weltlichen deutschen Fürsten Unterstützung zu gewinnen, und nachdem so alles vorbereitet war, erschien am 26. September 1461 Flaßland mit der vom Kaiser gebilligten Absetzungs- und Bannbulle in Mainz und berief in aller Stille das Domkapitel. Dort erschien er mit Adolf von Nassau und dessen Schwager Eberhard von Eppstein, Dynasten von Königstein. Aber auch Diether war dorthin gekommen und hörte mit Erstaunen von seiner Absetzung. Natürlich protestierte er dagegen, und das Domkapitel ging unschlüssig auseinander.

Am 1. Oktober 1461 veröffentlichte Diether ein von Dr. Humery gut abgefaßtes Manifest, aber die päpstlichen und kaiserlichen Schreiber gewannen der nassauischen Partei fünf energische Domherren, die sich sogleich des großen Kapitalsiegels bemächtigten und am folgenden Tage die Einsetzung Adolfs in der Domkirche vornahmen.

Obwohl sich Diether am 3. Oktober auf die feste Starkenburg begab, war er doch fest entschlossen, seine Sache nicht aufzugeben, zumal er sah, daß mit Ausnahme des Rheingaus das Erzstift, allen aufwiegelnden Bullen zum Trotz, treu zu ihm hielt. Es wurden nun gegenseitig Rüstungen gemacht. Der treulose und kriegslustige Friedrich von der Pfalz wollte dabei im Trüben fischen und unterhandelte zunächst mit Adolf von Nassau. Hierdurch entmutigt, suchte Diether Verständigung mit seinem Gegner und wollte gegen Ueber-

lassung mehrerer Städte und Schlösser als eigenes Fürstentum auf Lebenszeit auf den Kurhut verzichten. Doch dies paßte dem „bösen Fritz“ nicht, der sich so die Gelegenheit entschlüpfen sah, sich auf Kosten der beiden Gegner zu vergrößern und zu bereichern. Er bewog daher Diether zum Bruch des Vertrags und stellte ihm seine ganze Truppenmacht zur Verfügung gegen eine Belohnung von 100,000 fl. bis zu deren Bezahlung er ihm einen Teil der Mainzer Bergstraße verschrieb.

Jeder der beiden Gegenbischöfe suchte auch einesteils durch Drohungen, anderenteils durch Versprechungen die Stadt Mainz für sich zu gewinnen. Der Rat, der bis dahin sich neutral verhalten, ließ sich durch die von Diether in Aussicht gestellten Freiheiten auf seine Seite ziehen, zumal er sah, daß sich auch die Sympathieen des Volks dorthin neigten. Darum schloß er am 2. Dezember 1461 mit Diether, Friedrich dem Siegreichen und Philipp von Katzenellenbogen einen Vertrag, wonach letzerer in der Stadt, aber höchstens mit 200 Mann, Quartier nehmen durfte. Aber Adolf von Nassau hatte in Mainz auch seinen Anhang, der z. T. nach Bingen auswanderte. Auch anderwärts brach der Zwiespalt aus, und man stempelte Diethers Anhänger zu Ketzern.

Am 30. Juni 1462 besiegte Friedrich von der Pfalz bei Seckenheim Adolfs Verbündete und nahm den Markgrafen Karl von Baden, Herzog Ulrich von Württemberg und den Bischof Georg von Metz gefangen.

Großer Jubel herrschte darob in Mainz, Freudenfeuer loderten zum Himmel empor, feierlich hallten die Glocken und erscholl ein Tedeum, eine glänzende Prozession wallte empor zu der hochgelegenen Stephanskirche.

Desto größer war die Bestürzung im nassauischen

Lager. Wohl wandten sich Kaiser und Papst um Unterstützung an Herzog Philipp von Burgund und an den König von Frankreich, doch nur der erstere schickte eine Schaar Reisiger. Da verzagte Adolf von Nassau und verhandelte mit seinem Gegner wegen des Friedens. Als aber Diethers Bundesgenosse, der Pfalzgraf Friedrich, Adolfs bedingungsloses Zurücktreten in das Privatleben verlangte, nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang.

Die nassauische Partei plante nun nichts Geringeres als Mainz durch einen Handstreich zu nehmen, wobei man hoffte, Diether, den Pfalzgrafen und Philipp von Katzenellenbogen, die dort zum 28. Oktober eine Zusammenkunft verabredet hatten, zu fangen. Man vermutet, daß Ludwig von Veldenz, genannt der „schwarze Herzog", diesen Plan ausheckte, denn ihm war nächst Adolf von Nassau der größte Anteil der Beute versprochen; auch war er ein persönlicher Feind Friedrichs von der Pfalz. Wie immer bei derartigen Ueberfällen, fanden sich auch Verräter, das Gelingen des Plans zu erleichtern.

Einer der Reisigen des „schwarzen Herzogs", ein gewisser Heinze von Hechtsheim hatte die Schwester des Mainzer Ratsherrn und Rechners Herm. Sternberger zur Frau und hielt sich oft bei seinen Verwandten auf, die Kriegsbeute zu verjubeln. Diesen bestach Adolf durch Versprechungen, die Besatzung der Thore und Türme auszukundschaften und mit Hilfe seines Schwagers die Gesinnungen der Ratsherrn und Bürger zu sondieren. Bei dem zwiespältigen Geiste der Bevölkerung war es leicht, Leute durch Aussichten auf Belohnung zu gewinnen oder ängstliche Gemüter durch Drohungen mit Acht und Bann zu schrecken. Auf diese Weise bildete sich eine Schar von beiläufig 300 Helfershelfern. Die eifrigsten darunter waren die

Ratsherren Herm. Sternberger und Dudo von Beburg, welch letzterer auch städtischer Baumeister war. Im Einverständnis waren dann noch weiter: der erste patrizische Bürgermeister Eberhard von Dymerstein, ferner der zweite Bürgermeister und Goldschmied Jak. Fust, der dritte Bürgermeister und Metzger Hans Leine, dann der zweite Stadtbaumeister Heinrich Ottwein, die Rechenmeister Martin von Sonsheim und Peter von Stege, der Marktmeister Jak. Krückenstein u. a. Dudo von Beburg hatte als Baumeister die Aufsicht über die Türme und wollte die Thorwache mit Wein benebeln.

So waren alle Vorbereitungen zum Ueberfall getroffen. In aller Stille sammelten sich bei Eltville 3,600 Reisige zu Fuß und 1600 gepanzerte Reiter. Ahnungslos trafen Diether und Philipp von Katzenellenbogen in Mainz ein, doch den Friedrich von der Pfalz warnte in des Wortes eigenster Bedeutung sein „guter Stern"; sein Astrolog hatte ihn nämlich vor der Reise gewarnt.

Mit Anbruch der Dämmerung wurden am 27. Oktober 1462 ungefähr 3000 Mann bei Walluf über den Rhein gesetzt und zogen gen Mombach, während ein starker Nachschub als Rückhalt in Budenheim verblieb. In der Gegend des kleinen Sandbruchs machte das Hauptkorps Halt, indeß der Vortrab, etwa 500 Mann, vorsichtig die Mombacher Straße her über den Linsenberg nach dem Gauthor zog, wo sie nach Mitternacht anlangten. Am Judenkirchhof ließen sie einen Posten mit der Weisung zurück, bei der ersten Kunde von der Ersteigung der Stadtmauer das Gebetshäuschen anzuzünden, um den Zurückgebliebenen das Signal zum Nachrücken zu geben.

Warum man gerade von dieser Seite her die Ueberrumpelung plante, das hatte darin seinen Grund,

weil hier wegen der stärksten Befestigung die sorgloseste Bewachung war. Westlich vom Gauthor standen drei Türme hintereinander, zwischen denen Wälle und tiefe, in Ermangelung des Wassers mit dichtem Dorngestrüpp bewachsene, mit der Stadtmauer parallellaufende Gräben waren. Diese drei Türme waren durch Zugbrücken verbunden; der mittlere oder Brückenturm stand noch bis 1857, wo er durch eine Pulverexplosion in die Luft gesprengt ward. Der innere Turm befand sich in der Stadtmauer, und sein Thor war von der berauschten Wache offen gelassen worden.

Adolf von Nassau war nicht selbst bei dem Ueberfall, harrte aber voll banger Erwartung in seinem festen Schlosse zu Eltville des Ausgangs. Nach 1 Uhr ungefähr stiegen die Vordersten unter Führung Hans von Schwalbachs möglichst lautlos in den ersten Graben und bahnten sich mit scharfen Sensen durch das Dornicht mühsam den Weg. Etwa gegen 3 Uhr gelangten sie an die Stadtmauer und schafften Leitern zum Ersteigen bei. Da — gerade als sie im Begriffe waren, emporzuklimmen, machte ein unerwartetes Hindernis ihr Blut zu Eis erstarren, — ein sonderbares Geräusch ertönte von der Mauer, und eine Spukgestalt, die sie nicht recht erkennen konnten, bewegte sich dort oben, — war es ein Schreckensgeist, ein Blendwerk der Hölle? Sie hielten den Atem an und getrauten sich eine volle Stunde lang nicht weiter zu gehen, — sie argwöhnten Verrat, eine Gänshaut lief ihnen über den Rücken, wie angewurzelt, wie versteinert standen sie da. Wer weiß, ob sie nicht gar vor Angst umgekehrt wären, wenn nicht plötzlich die Ursache ihres Schreckens in der Gestalt eines mächtigen Uhus aufgeflogen wäre. Und so hätte diese Eule vielleicht, wenn sie länger sitzen geblieben wäre, — bemerkt in treffender Parallele Heinr. Rohaschek, dessen vortrefflichem Vortrag

über den „Ausgang der Mainzer Stadtfreiheit" (gedruckt bei A. Wenglein, Mainz 1881) wir hier zumeist gefolgt sind, —Mainz gerettet, wie weiland die Gänse das Kapitol von Rom.

Mit um so größerem Mute, nachdem das Schreckensphantom geschwunden, kletterten jetzt Hans von Schwalbachs Truppen die Mauer hinauf, und bald befand sich eine große Schar in den Weinbergen des Käftrichs, wo sie von den Verrätern empfangen und weitergeführt wurden. Rasch gelangte man zum offenen inneren Gauthor, und leicht wurden die betrunkenen Wächter unschädlich gemacht. Das mittlere Turmthor ward von innen mit Brecheisen gesprengt und das äußere von den vor der Stadt befindlichen Feinden eingehauen. Gleichzeitig gewann eine andere Schar von der Altmünsterpforte her Eingang in die Stadt. Es war ungefähr 5 Uhr morgens, und noch lag die Stadt in tiefem Schlummer. Da vernahm eine patrouillierende Scharwache nach 5 Uhr auf der Gaugasse das Krachen der einstürzenden Thore und das Getümmel fremder Kriegsknechte. Starr vor Entsetzen standen sie eine Weile da, bis sie das Schreckliche begriffen. Dann aber eilten sie unter Allarmgeschrei die Gaugasse hinab, und bald darauf erscholl die Sturmglocke vom Quintinsturme.

Kaum hatten sich die Bürger, welche Feuerlärm vermuteten, aber bald die furchtbare Gewißheit ihrer Ueberrumpelung erfuhren, sich von ihrer ersten Betäubung erholt, als sie sich auch über Hals und Kopf bewaffneten, um den eindringenden Feinden entgegenzustürmen.

Inzwischen gab auch das in Flammen aufgehende Häuschen auf dem Judenkirchhof den Zurückgebliebenen das Signal zum Nachrücken, und bald fluteten die wilden Kriegshorden in die Stadt unter

dem Zuruf des Grafen von Königstein: „Schlagt die Ketzer tot! Gebt keinen Pardon!"

So wurden auch viele Verteidiger niedergemacht oder die Gaugasse hinab bis zum Dietmarkt zurückgedrängt. Hier kam der Kampf zum Stehen, weil die engen, mit Schlägen versehenen Eingänge in die untere Stadt leichter zu verteidigen waren.

Was aber geschah mit Diether von Isenburg und Philipp von Katzenellenbogen? Sie waren noch zeitig von der Gefahr benachrichtigt worden und ließen sich halbangekleidet mit Stricken über die Stadtmauer hinunter, nachdem sie die Leute zu tapferer Gegenwehr ermahnt und ihnen versprochen hatten, bald Hilfe zu schicken. Kaum waren sie entronnen, als eine wilde Schar in die Gemächer eindrang, — sie fanden die Betten noch warm, aber das Nest leer. Auch die Diether anhängenden Domherren waren geflohen.

Zwar gelang es dem Isenburger Truchseß Reinhart von Baldersheim, die Feinde wieder (zwischen 8 und 9 Uhr) nach dem Gauthor zurückzudrängen, aber nun nahten die durch das Signal herbeigerufenen nassauischen Reiter und trieben die zu Fuße kämpfenden Bürger abermals zum Dietmarkt zurück. Hierbei fand Bürgermeister Dymerstein, wacker kämpfend, seinen Tod und sühnte seine Schuld der Mitwisserschaft um die Absichten der Feinde. Auch dem zweiten Bürgermeister und Stadthauptmann Jak. Fust scheint das Gewissen geschlagen zu haben, er erschien mit einigen Kompagnieen Zunftgenossen, um die Abwehr mit Erfolg zu erneuern. Es kamen auch zwei Geschütze die Gaugasse herauf, aber der Büchsenmeister war ein Schelm und geheimer Anhänger Adolfs, — er richtete die Kugeln an dem Feinde vorbei. Trotz verzweifelten Widerstands mußten die Bürger der immer nachrückenden Uebermacht der Nassauer weichen

und schlugen sich noch auf der Augustiner- und Heiliggrabgasse herum.

Schon verkündeten die nach Beute lüsternen Söldner jubelnd ihren Sieg; da drangen durch die Filzbacher Pforte 300 pfälzisch-isenburgische Reiter und ungefähr halbsoviele Fußgänger herein, die Diether in der Eile aufgerafft und seinen bedrängten Getreuen zu Hilfe gesandt hatte. Aufs neue entbrannte der Kampf, und zum dritten Male ward der Feind die Gaugasse hinaufgetrieben. Da verfielen die Mordbrenner auf Brandstiftung. Bald stiegen an verschiedenen Plätzen Rauchwolken zum Himmel empor, und als die Verteidiger aus ihren Häusern Feuersäulen aufsteigen sahen, eilten sie voll Angst vom Kampfplatz, ihre Familie und ihre Habe zu retten. Dazu kam, daß von den Anführern der Feinde denen Schonung an Leib und Gut zugesagt ward, die Adolf von Nassau Gehorsam gelobten. Dies führte das Ende des Verzweiflungskampfes herbei. Wer nicht huldigen wollte, floh oder ward gefangen genommen; unter letzteren war der wackere Truchseß Reinhart von Waldersheim. Fast 12 Stunden hatte der Kampf gewütet; um 5 Uhr Mittags war er entschieden.

Ungefähr 500 Bürger waren gefallen, mehr als die doppelte Zahl blutete an schweren Wunden, und viele starben noch nachträglich, wie der Bürgermeister Fust. Die ganze Dominikanerstraße, Schusterstraße, der halbe Markt und noch 140 andere Häuser lagen in Asche. Noch schlimmer aber wie der Brand hauste die Plünderungswut; besonders hatte man es auf die Geistlichen und Juden abgesehen; angesehene Bürger schleppte man fort, um Lösegeld zu erpressen. Auch die Anführer waren im Zugreifen nicht blöde.

Während die Feinde Siegesorgien feierten, herrschte auf den Straßen Jammer und Wehgeheul. Mit Fackeln

und Lampen suchten die Aermsten bis tief in die Nacht ihre toten oder schwerverwundeten Angehörigen, wobei sie noch oft von betrunkenen Kriegern gestört wurden.

Unter den abgebrannten Gebäuden befand sich auch die Fust-Schöffersche Druckerei, die während des Kurstreits mehrere Einzelblattdrucke veröffentlicht hatte, so die Absetzungsbulle Diethers durch Pius II. (21. August 1461) und verschiedene Manifeste pro und contra Diether.

Am 29. Oktober 1462 hielt Adolf von Nassau seinen Triumpheinzug in dem eroberten Mainz und strenges Strafgericht, indem er alle Privilegien der Stadt für alle Zeiten aufgehoben und vernichtet erklärte. Somit hörte Mainz auf, eine freie Stadt des hl. römischen Reiches deutscher Nation zu sein; sie ward nunmehr eine landsäßige Stadt der Erzbischöfe von Mainz. Sarkastisch bemerkt hierzu ein Schweizer Chronist: „Und sie haben dem deutschen Adler wieder eine Feder ausgerupft."

Aber wie man gemeiniglich den Verrat liebt, die Verräter aber verachtet, so erging es auch hier den Mithelfern bei der Ueberrumpelung. Nicht nur, daß schon bei der Plünderung der Stadt mit ihnen keine Ausnahme gemacht wurde, sondern sie wurden auch von Adolf, anstatt belohnt, aus der Stadt entfernt, ja Hans Leine und Herm. Sternberger auf dem Ehrenfels gefangen gehalten und viele Ratsherren in den Rheingau verbannt.

Wie die Volkssage geht, wurden die beiden Hauptverräter lebendig begraben und ihre Schädel in die Stadtmauer an der Gaupforte eingemauert. In der That zeigte man bis in die Gegenwart, solange die Mauer noch stand, darin zwei steinerne Köpfe, doch waren diese römischen Ursprungs und sind erst 1669 bei der Anlegung der neuen Festungswerke durch

Spalla, vielleicht im Hinblick auf diese Tradition von Arbeitern eingemauert worden.

Den auf dem Dietmarkt von Schweizern und Rheingauern mit gespannter Armbrust, blanker Streitaxt und geladenem Feuerrohr umstellten Mainzer Bürgern schrie Adolf mit donnernder Stimme entgegen:

„Ihr habt mit dem abgesetzten Diether ein Bündnis gemacht, Papst und Kaiser verachtet und wider alle Pflichten gefrevelt. Ihr seid Treulose, Meineidige, Empörer und verdientet deren Strafe, den Tod, wenn uns nach Eurem Blute dürstete; es genügt uns aber, Euch einstweilen aus unserer Stadt zu verbannen. Doch werden wir des Papstes und des Kaisers Urteil einholen, und das soll über Euch ergehen; bis dahin schwöret zu den Heiligen, Euch in Frankfurt, oder wo wir wollen, zu stellen" (Schwarz, kurfürstl. Mainz. Lehenssekretär: „Diether von Isenburg" II.).

Umsonst flehten die Unglücklichen kniefällig um Gnade: über 800 Bürger mußten vom Platz aus, ohne Abschied von Weib und Kind nehmen zu dürfen, ohne Geld und Habe die Stadt verlassen. Wer zögerte, ward mit Lanzenstößen oder Säbelklingen gewaltsam die Gaugasse hinaufgetrieben. Am rohesten benahmen sich dabei die Rheingauer, die gegen sog. „Ketzer" alles für erlaubt hielten. In der Stadt herrschte nunmehr eine Verödung, ärger wie nach der großen Pest 1349; nur Frauen und Jungfrauen, Greise und Kinder sah man in den sonst menschenleeren Straßen jammernd und wie wahnsinnig umherirren.

Und nun ging es an ein Verteilen der Kriegsbeute. Heinrich von Veldenz ließ seinen Anteil in 21 schwerbepackten Güterwagen in das ihm zugesprochene Nieder-Olm verbringen, und so wurden Häuser und Güter an alle Teilnehmer des Handstreichs vergeben.

Da aber Adolf trotz der Eroberung von Mainz

bei seiner Behauptung im Kurstaat noch mancherlei Kämpfe und Schwierigkeiten zu überwinden fand, hielt er es für geraten, sich mit Diether, der immer noch großen Anhang hatte, abzufinden. Es wurden ihm die Städte Höchst, Steinheim und Dieburg mit allem Zubehör als Eigentum zuerkannt und noch 5000 fl. baar ausgezahlt.

So groß nun auch der Schaden für das Mainzer Land war, den dieses Schicksal brachte, — man berechnet ihn auf 120,000 Goldgulden, eine für damalige Zeit ungeheuere Summe, — einen Vorteil brachte es doch — die Verbreitung der Buchdruckerkunst in alle Welt. Nunmehr zogen die Jünger Gutenbergs hinaus in alle Lande, das zu Mainz beschworene Kunstgeheimnis zum Segen der ganzen Menschheit zu offenbaren. Mit Windeseile nahm die heilbringende Kunst jetzt ihren Siegeslauf nicht nur durch Deutschland, sondern auch durch Italien und Frankreich, nachdem schon vereinzelt Mentel in Straßburg (vor 1460) und Pfister in Bamberg (1461) die Buchdruckerei betrieben. Aus den ersten 50 Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst lassen sich an 250 Druckorte mit ungefähr 1000 Druckereien nachweisen, woraus in jenem Zeitraum über 22,000 Auflagen hervorgingen. Rechnet man die Auflage zu 300 Exemplaren, so ergibt sich bei 300 jährlichen Arbeitstagen bis Ende des 15. Jahrhunderts bereits über 6½ Millionen in Europa verbreiteter Druckwerke (also durchschnittlich 130,000 im Jahr). Welch großartiger Erfolg im Vergleich zu der mühseligen Schreiberarbeit der Mönche u. a.

Was aber war aus Gutenberg in dieser aufgeregten Zeit geworden?

Wie wir bereits früher erwähnt, wohnte Gutenberg, durch das Entgegenkommen des Dr. Humeri ge-

fördert, in der sog. „Algesheimer Bursch" hinter der Christophskirche und mag wohl, außer mit seinem genannten Gönner, auch noch viel mit dem dortigen Pfarrer Peter Günther verkehrt haben. Vielleicht war ihm dieser bei der Abfassung der Schlußschrift seines Catholicon behilflich. Auch war Gutenberg Mitglied der Bruderschaft des St. Victor-Stifts, wie er denn auch nach einem Notariatsakt Ulr. Helmaspergers vom 21. Juni 1457 dort einmal als weltlicher Zeuge auftrat. Das Kollegiat- oder Ritterstift zu St. Victor lag auf der Anhöhe oberhalb des Pfarrdorfs Weisenau. Wann Gutenberg in diese Bruderschaft aufgenommen ward, und wie lange er ihr angehörte läßt sich nicht sicher nachweisen, aber feststeht, daß sein Verehrer, der Rechtslehrer Ivo Wittig († 1507), der dem Erfinder im Hofe zum Gutenberg einen Denkstein setzen ließ, Siegelbewahrer der Bruderschaft war, also unseren Meister wohl kennen mußte und, wie kaum ein anderer, imstande war, seine Verdienste zu würdigen.

Was war nun das Schicksal Gutenbergs nach Eroberung der Stadt Mainz durch Adolf von Nassau? Wie hatte er sich während des Kurstreits verhalten?

Jedenfalls nicht herausfordernd gegen den Eroberer, vermutlich neutral. Bei aller Härte, die sonst der Sieger die überwundenen Bürger fühlen ließ, ist es ein schöner Akt der Großmut, daß Adolf von Nassau den schon wegen seiner Kunst hochverdienten, im übrigen in Dürftigkeit lebenden und bereits gealterten Mann zu seinem „kurfürstlichen Hofdienstmann" ernannte. Gutenberg mag damals nahezu ein Siebziger gewesen sein. Mit diesem Ehrentitel waren gewisse Befreiungen von jeder eigentlichen Dienstleistung, sowie auch ein gewisser Schutz gegen jede „Beschlagnahme von Leben und Gut" verknüpft. Damit aber auch sonst der

vielgeprüfte Meister seinen Lebensabend in Ruhe beschließen könnte, war ihm in der Bestallungsurkunde vom 18. Januar 1465 noch alljährlich ein standesgemäßes Gewand, 20 Malter Korns und 2 Fuder Weins „zum Gebrauche seines Hauses, jedoch (unter Beding), daß er sie weder verkaufe, noch ausschenke — frei, ohne An-, Lager- und Weggeld" zugesichert. Dafür mußte er nur seinem Gönner den Eid der Treue geloben.

„Also jährlich ein Gewand, 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein!" Das war das „Gnadengeschenk" für den Erfinder einer Kunst, die nachmals Tausende und Millionen bereicherte! hebt mit Recht Alfred Börckel in seinem Buche hervor.

Adolfs Residenz war in Eltville. Dort lebten auch Verwandte Gutenbergs: Heinrich und Nikolaus Bechtermünze und es scheint, daß der Meister auch dort hauptsächlich seine letzten Tage verlebt hat, wenn er auch in Mainz festen Wohnsitz behielt, wie die dort vor seinem Hause zugesicherte freie „Anfuhr" der kurfürstlichen Viktualien vermuten läßt. Wenigstens sind die Catholicon-Typen nach Eltville verbracht und dort unter Anleitung Gutenbergs von den Brüdern Bechtermünze zu Druckwerken benutzt worden. Der ältere dieser Brüder, Heinrich, war 1442 Mainzer Schöffe († 1467) und mit Grethe von Schwalbach vermählt; sein Sohn Johann war 1471 Bürgermeister in Eltville, seine Tochter Else 1464 mit einem Verwandten Gutenbergs, Jakob von Sorgenloch, genannt Gensfleisch, († 1478) vermählt.

Nach Angabe des Schlettstadter Gelehrten Jakob Wimpheling, der in Mainz sehr gut bekannt war, erblindete Gutenberg in seinem hohen Alter. Die fortgesetzte Anstrengung seiner Augen bei seiner mühevollen bis ins Detail gehenden Arbeit mag wohl dieses Ver-

hängnis herbeigeführt haben. Erblindete doch auch Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals, infolge angestrengten Aufblicks zu seinem Werke. Welche Tragik liegt in diesem Schicksal Gutenbergs! Der größte L i c h t verbreiter — blind! In ähnlicher Tragik verlor Beethoven, der „T ö n e Meister", das G e h ö r. Wer wäre hier nicht versucht, eine Parallele mit Fausts Alter zu ziehen, wie es uns Goethe im zweiten Teile seines Dramas schildert. Da treten in dessen Greisenalter vier graue gespensterhafte Weiber auf: der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not. Während er mit der Sorge ringt, sie abzuwehren, haucht sie ihn an, und er erblindet, „allein im I n n e r n leuchtet helles L i c h t", und auch so noch ist er bemüht, zum Heile der Menschheit zu wirken, so daß er im Vollgefühle seines Werkes und mit berechtigtem Selbstgefühl ausruft:

„Solch ein Gewimmel möcht ich seh'n, auf freiem Grund mit freiem Volke stehn ..
Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!"

Vermutlich starb Gutenberg auch in Eltville und wahrscheinlich um 1468; denn am 26. Februar 1468 bekennt Dr. Humeri, daß alles „zu dem truckwerk Gehörende, das Joh. Gudenberg nach seinem Tode gelassen hat", von Anfang an sein (Eigentum) gewesen und ihm nunmehr ausgefolgt worden sei."

Mit der Annahme, daß Gutenberg in Eltville und nicht in Mainz gestorben, scheint auch eine sehr wertvolle Nachricht des Pariser Theologen und Rektors der Universität, Wilh. F i c h e t's zu stimmen, der einem an den Ordensobern Robert G a q v i n gerichteten Briefe vom 1. Jannar 1472 sich folgendermaßen äußert:

„Man berichtet ferner, daß daselbst (nämlich in Deutschland) n i c h t w e i t v o n d e r S t a d t M a i n z ein gewisser Johannes, zubenannt Gutenberger (Bonemontanus) gewesen sei, der zuerst von allen die Druckkunst ausgedacht habe."

Diese Angabe „nicht weit von Mainz" scheint sich auf Gutenbergs letzten Aufenthalt, auf Eltville zu beziehen.

Aber sein letzter Ruheort, wie auch sein Geburtsort, ist Mainz. Es besteht kein Zweifel darüber, daß seine Gebeine in der dortigen Franziskanerkirche beigesetzt wurden. Daraus zieht F. Falk den einleuchtenden Schluß, daß er wohl dem dritten Orden des hl. Franziskus angehört habe, weil er sich gerade diese Kirche zum Begräbnisorte ausgewählt. Dort lag auch die Mutter des Richters Leeheimer, Gutenbergs Großmutter, begraben.

F. Falk sieht ihn im Geiste im Ordenskleide der Franziskaner von seinen Brüdern zu Grabe getragen. Leider besteht das bescheidene Ordenkirchlein nicht mehr, und auch die pompöse Jesuiten- oder Universitätskirche, die später 1742 an seine Stelle trat, ward beim Bombardement (1793) zerstört und mit dem Abbruch der Ruinen (1817) schwand jede Spur davon. Dem alten Universitätsgebäude, der jetzigen höheren Mädchenschule gegenüber nämlich, da, wo jetzt der sog. Krempelmarkt sich befindet, ruht des großen Mannes irdische Hülle. Ein Trödelmarkt auf eines Märtyrers der Wissenschaft Gebeine! Welche Ironie des Schicksals! Kein sichtbares Zeichen deutet des unsterblichen Erfinders Grabmal an. Sic transit gloria mundi!

„Aber Unrecht bleibt es, wenn nicht eine Schande, daß dort nicht schon längst eine Steintafel angebracht ist mit der Erinnerung:

Hier stand ehemals
die Kirche des hl. Franziskus,
in welcher
die Gebeine des Erfinders Gutenberg
bestattet wurden.

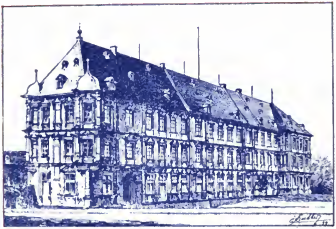
klagt der pietätsvolle Archivar Dr. F. Falk mit Recht.

Jak. Merstetter aus Ehingen, ein Schüler des Heidelberger Rektors Marsilius von Inghen, teilt uns nämlich in einem zu Mainz 1499 bei Friedberger gedruckten Büchlein, einer Art Jubiläumsschrift, außer mehreren diesen Rektor ehrenden Gedichten und dem bereits in deutscher Uebersetzung mitgeteilten Epigramm Wimphelings auf Gutenberg, die Gedächtnisworte des Adam Gelthus und dessen Beisetzungsnotiz mit, welche zu deutsch also lautet:

„Dem Joh. Gensfleisch, dem um jede Nation und Sprache hochverdienten Erfinder der Druckkunst zum unvergänglichen Gedächtnisse seines Namens Adam Gelthus setzte (Dies); die Gebeine desselben ruhen seliglich in der Kirche des hl. Franziskus."

Ein Gedenkstein mit der Inschrift über Gutenbergs Grabstätte scheint aber nicht existiert zu haben; denn spätere Besucher der Franziskanerkirche sahen sie nicht. Falk vermutet, daß ihm nur ein sog. Todesschild aus Holz hoch oben an die Wand befestigt ward. Einen solchen Schild, nur das Familienwappen mit Namen enthaltend, der noch bis ins 18. Jahrhundert an seiner Stelle war, hat ein Frankfurter Patrizier Joh. von Glauburg († 1733) gesehen, doch mag er wohl schon beim Umbau der Kirche (1742) vermodert gewesen sein.

Leider gibt es auch von Gutenberg kein zuverlässiges Porträt, so daß wir uns von seiner äußeren Erscheinung keine rechte Vorstellung machen können. Es soll zwar ein solches gegeben haben und nach ihm das älteste bekannte Porträt des Meisters gemalt worden sein, allein es ist 1870 bei dem Bombardement der Stadt mit der Straßburger Bibliothek verbrannt. Glücklicherweise besitzt die Mainzer Stadtbibliothek eine gute Kopie davon, die vielen späteren Gutenberg-



Kurfürstliches Schloß.

köpfen und auch Thorwaldsen bei der Modellierung des Gutenbergdenkmals in Mainz zum Vorbild diente.

Das Familienwappen der Gensfleisch-Gutenberge zeigt einen schreitenden Pilger in kurzem Rock, der auf dem Rücken einen fliegenden Mantel und in der Linken einen Stab trägt, während die Rechte eine Schale emporhält. Den Kopf bedeckt eine Kapuzinerkappe, und die ganze Tracht scheint die der Schottenpilger zu sein, wie sie noch um 920 eine Kirche bei Altenmünster in Mainz zeigt. Ein Pilger war Gutenberg ja wohl auch alle Zeit seines Lebens, wie Alfred Börckel mit Recht meint; doch das gelobte Land fand er auf Erden nicht.

So ging wohl scheinbar und äußerlich jede Spur des großen Mannes verloren; kein Denkmal, kein Bild aus der Zeit seines Erdenwallens oder kurz nach seinem Tode hielt sein Gedächtnis frisch, keine Nachkommen, auf den unsterblichen Vater stolz, vererbten seinen Namen und Ruhm; aber ist ihm nicht nach Lehne's

Inschrift „jedes gedruckte Wort ein Denkmal des Ruhms?“ Und hinterließ er nicht statt Söhne eine ungezählte Schar gelehrter Schüler und begeisterter Jünger, die des Meisters Werk in alle Welt verbreiteten, ausbauten und vervollkommten und dadurch millionenfachen Segen verbreiteten über den ganzen Erdball? — Von diesen Schülern wollen wir noch ein Wort sagen.

Da müssen wir zuerst von Peter Schöffer aus Gernsheim reden.

Auch sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch wissen wir, daß er seines Zeichens eigentlich ein Kleriker war, d. h. die Tonsur empfing. Die Kleriker waren im Latein bewandert und wurden vielfach als Notare und Schreiber verwandt, konnten auch nach Ablegung ihres Gewandes heiraten. 1451 war er in Paris an der dortigen Universität als Bücherabschreiber beschäftigt und kam dann nach Mainz, wo er in Gutenberg-Fust's Druckerei eintrat und um 1465 sich mit Fust's Tochter, der ihn schon zuvor zum Geschäftsteilhaber gemacht hatte, vermählte. Er galt als geschickter Zeichner und Stempelschneider. Er soll nach Trithemius „eine leichtere Art, die Buchstaben zu gießen, ausgedacht und so die Kunst, wie sie damals war, zur Vollendung gebracht haben.“ Manche schreiben ihm auch die Verbesserung der Druckerschwärze zu. Für die Auffassung der Charlotte Birch-Pfeiffer in ihrem Gutenberg-Drama von seinem angeblich scheinheiligen Charakter fehlt jeder Anhaltspunkt. Er starb ums Jahr 1503, und seine Vaterstadt Gernsheim hat ihm ein bescheidenes Denkmal gesetzt.

Von Joh. Mentelin aus Schlettstadt, den vielleicht Gutenberg von Straßburg mit nach Mainz brachte und der dann um 1460 in Straßburg eine eigene Druckerei errichtete, die ihn reich machte, war schon im vorigen Kapitel bei Erwähnung Derer, die

Gutenberg den Ruhm der Erfindung streitig machten, die Rede.

Nicht minder von Albrecht Pfister, der, nachdem Gutenberg von Fust aus seinem Eigentum verdrängt worden war, um 1455 in seiner Vaterstadt Bamberg, vermutlich nach Erwerb eines Teils der Lettern der 36 zeiligen Bibel, eine Druckerei errichtete und auch zu der unverdienten Ehre kam, der Erfinder der Typographie genannt zu werden. Er war ursprünglich von Beruf Formschneider, Brief- und Kartendrucker (geb. um 1420 und gest. um 1470 zu Bamberg).

Ferner sind noch besonders als Gutenberg-Schüler zu erwähnen:

1. Joh. Numeister (auch Neumeister oder Neumester), der nicht nur Gehilfe und Genosse, sondern vielleicht, wenn auch nur für kurze Zeit, Geschäftsteilhaber Gutenbergs war. Nach seinem eigenen Beinamen „de Moguntia" und „Maguntinus" scheint er aus Mainz zu stammen. Er muß ein ziemlich unstätes Wanderleben geführt haben, denn bald tritt er in Foligno (Italien) als selbständiger Drucker mit Mainzer Gehilfen auf (1470), bald wieder in Mainz (1472—79), dann in Albi (Frankreich) und Lyon. Sein Geburtsjahr ist unbekannt; er starb um 1507.

2. Heinr. Keffer (Kefer) aus Mainz war seit 1455 in Gutenbergs Diensten und später bei Johann Sensenschmied in Nürnberg als Schriftgießer und Drucker thätig. Der einzige unter seinem Namen erschienene Druck datiert von 1473. — Dann werden noch Bernh. Ruppel aus Hanau, der die Kunst nach Basel brachte, der Kleriker Joh. Bone, die Brüder Bechtermünze und Wigand Spieß von Ortenburg genannt.

Als vermutliche Schüler Gutenbergs erwähnt

A. Börckel noch in seinem Buche verschiedene, die in frühester Zeit auswärtig beschäftigt waren; so die Mainzer Stephan, Joh. Ambracht und Kraft zu Foligno, Joh. Guldenschaff zu Köln und Joh. Petri zu Florenz, ferner die aus der Nähe von Mainz stammenden: Ulr. Zell von Hanau zu Köln, Joh. Herbort von Seligenstadt zu Venedig, Joh. Nikolaus Hanheimer von Oppenheim zu Rom, Nikolaus Philippi von Bensheim zu Lyon, Joh. Heil (Soter), ebendaher, zu Köln, Andreas von Worms zu Palermo und J. P. Butzbach zu Mantua.

Zuletzt erwähnt Börckel noch den französischen Münzarbeiter Nikolaus Jenson aus Tours, den einer neuentdeckten, 1559 geschriebenen Pariser Handschrift über Münzwesen zufolge, König Karl VII. von Frankreich am 4. Oktober 1458 weil er vernommen hatte, daß der Junker Joh. Gutenberg zu Mainz „mit Stempeln zu drucken" erfunden habe, dorthin sandte, diese neue Kunst zu erlauschen. Nikolaus Jenson habe denn diese auch von Gutenberg erlernt und dann zuerst in Frankreich ausgeübt. Zugleich enthält diese Thatsache aber auch eine Anerkennung Gutenbergs als Erfinder der Typographie von Seiten Frankreichs.

Als Druckherrn endlich mit ihren Porträts führt F. Falk in seinem Büchlein Joh. von Westphalen an, der in Löwen die Druckkunst einführte, ferner Aldus Manutius, den Stammvater einer berühmten Typographenfamilie zu Venedig und Jak. Köbel, den gelehrten Druckherrn zu Oppenheim, den Fortsetzer der Chronik des Ulmer Arztes Steinhöwel.



VI.

Anerkennung und Wertschätzung der Buchdruckerkunst.

Gutenberg in Kunst und Litteratur. Gutenbergsfeste.

„Gott sprach zum zweiten Mal: „Es werde Licht auf Erden!"
Da ließ er Gutenberg zum Typenschöpfer werden." (W. J. Krug.)

Will man so recht die Bedeutung und den Wert der Buchdruckerkunst erkennen und schätzen, so muß man sich im Geiste in die Zeit versetzen, wo selbst für die Gebildeteren die Rede des Priesters und der Vortrag des Sängers fast die einzige Quelle geistiger Nahrung waren. Namentlich waren es die fahrenden Leute und Spielmänner, die fast allein die Neuigkeiten vermittelten, doch wie zweifelhafter Natur die Botschaften und Nachrichten waren, die sie brachten, liegt auf der flachen Hand. Namentlich liebten sie es, zur Zeit der Kreuzzüge die Ohren der gaffenden und lauschenden

Menge mit Wundermären des Orients zu füllen. Oft saß ihnen der Schalk im Nacken, und auf die Dummheit und den Geldbeutel der leichtgläubigen aber neugkeitssüchtigen Menschen spekulierend, tischten sie ihren Zuhörern mit Wonne die abenteuerlichsten Lügengeschichten auf. Man hing an ihrem Munde, und aus ihren Berichten sog man fast die einzige Kunde über das, was draußen vorging: es waren die lebendigen Zeitungen. Nun wird ja wohl heute auch mitunter noch gelogen, wie „gedruckt"; zur sauren Gurkenzeit tauchen wohl auch noch Seeschlangen und sonstige Meerwunder auf, und zu Kriegszeiten fliegen „Enten" von erlogenen Siegesberichten hin und her, sei's in Frankreich oder in Transvaal, — doch wie rasch werden diese Gerüchte dementiert, wie bald dringt die Wahrheit durch! Und läßt sich wohl auch heute noch mitunter die Presse zu gewissen Zwecken werben und gewinnen, — so abhängig von dem Ruf und der öffentlichen Meinung, welche geneigte oder abgeneigte Sänger von dem oder jenem Hofe, von der oder jener Partei im Volke verbreiten konnten, so abhängig ist man doch denn heute nicht von der Stimmung eines Blattes. Kein Wunder, wenn im Mittelalter die Sänger, von deren übler oder guter Nachrede man vielfach abhing, sehr verwöhnte, ehrte und oft reich beschenkte! Gab doch einmal der Markgraf Leopold I. von Oesterreich einem Spielmann, der ihn bei Tisch in „süße Not" versetzt, ein Roß im Wert von 30 Mark, ein Schwert und prächtige Gewänder; denn belohnte man ihre Kunst nicht reichlich, so hingen sie Einem den Ruf des Knickers oder Geizhalses auf, wie es Rudolf von Habsburg erging. Auch hatten ihre Vorträge und namentlich die Spruchdichtung oft dauernden Wert; oft enthielten sie einen Schatz praktischer Lebensweisheit, sittlicher Weltanschauung und unverfälschter Frömmigkeit, wie Frei-

dants „Bescheidenheit". Oft auch machten sie Stimmung in Politik, und ein einziger Spruch eines Dichters konnte wirken, wie heutzutage ein zündender Leitartikel. Dies ist namentlich von den Liedern Walthers von der Vogelweide bekannt, von dem ein einziger Spruch der Sache des Papstes Tausende entfrembete. Und doch wie dürftig, wie armselig, wie vereinzelt ist diese Wirkung gegen den Einfluß unserer jetzigen Großmacht der Presse. Konnte doch Bismarck zu Anfang des 70er Krieges mit Recht von der Köln. Zeitung sagen, „sie sei soviel wert, wie ein Armeekorps am Rhein." Und das begreift sich wenn man den zündenden Artikel dieser Zeitung vom 17. Juli 1870 liest: „Auf für den deutschen Rhein!" dessen Schluß wir hier folgen lassen:

„So rasch die französischen Truppen voreilen mögen, die napoleonische Politik hat, noch ehe ein Mann über die deutsche Grenze, schon eine große Niederlage erlitten. Kaiser Napoleon III. rechnet auf die deutsche Uneinigkeit, auf die Unpopularität Preußens in Deutschland, von der ihm die übertriebensten Berichte zugekommen. Und siehe da! noch am selben Tage haben die Könige von Baiern und von Württemberg und ihre Minister seine schmählichen, aus des Rheinbunds Zeiten geschöpften Hoffnungen zu Schanden gemacht. Sie haben erklärt, jetzt sei der Fall des Bündnisses da, und haben sofort ihr Volk unter die Waffen gerufen. Nicht einen Augenblick haben Ludwig von Baiern und Karl von Württemberg geschwankt, und unter ihren Völkern erlischt aller Parteihader in dem heiligen Grimm über den frechen fremden Eroberer. Denn wir wissen ja alle, worum es sich handelt. Die Franzosen wollen das „Gleichgewicht der Macht" herstellen, das linke Rheinufer erobern, oder, wie Herr von Girardin sich malerisch ausdrückt, die Preußen mit

Kolbenstößen im Rücken über den Rhein jagen. Jetzt, teure Landsleute, gilt es, die tausendmal geschworenen Eide einzulösen: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ — Auf, ihr Bewohner der fernen Bernsteinküste, ihr wackeren Ostpreußen, die ihr 1813 den Freiheitsreigen eröffnet! Auf, ihr teuren Schwaben, die ihr ehedem des Reiches Sturmfahne führtet und den Vorderstreit hattet! Auf, ihr Schlesier, die ihr die Katzbach mit Franzosenblut rötet! Auf, ihr Hannoveraner, die ihr ruhmbedeckt auf der iberischen Halbinsel gegen den alten Despoten kämpftet und jetzt dem neuen zeiget, wie toll und abscheulich er sich verrechnete, wenn er glaubte, es könne auch nur ein Mann von euch fahnenflüchtig werden, wenn es gegen den Erbfeind geht! Brecht auf aus euren Bergen, ihr altkriegerischen Baiern, aus euren Wäldern, ihr Thüringer und ihr Hessen, seid der Väter wert, ihr treuen deutschen Sachsen, die auf eigene Faust die schmähliche Knechtschaft Frankreichs abwarfen und jubelnd übergingen zu den deutschen Fahnen! Auf alles, was deutsch heißt, zum Rhein, wenn es sein könnte, auf Sturmesflügeln! Wir thun hier, was wir können. Reich und arm, alt und jung strömt zu den Fahnen, die oberen Klassen der Gymnasien müssen aufgelöst werden, weil selbst die Knaben, von Zorn entbrannt, die Ehre ihres Königs und des deutschen Namens einlösen wollen. Ja, teure Landsleute, erhebt eure Hände und Herzen und lasset uns alle den Rütlischwur thun für das teure deutsche Vaterland: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!“ —

In der That! Dieser Aufschwung erinnert an die Begeisterung der Freiheitskriege und an des Königs von Preußen Aufruf an sein Volk.

Sehr bezeichnend kann man daher die mutigen

und kampfbereiten Zeilen der Presse mit einer geschlossenen Phalanx starkbewehrter Streiter vergleichen. Nannte doch auch schon Rückert in den Freiheitskriegen seine begeisterten Freiheits- und Vaterlandsgedichte: „Geharnischte Sonette.“ Und in diesem Sinne dichtete auch Herm. Grieben, als 1877 Moltke die Offizin der Kölnischen Zeitung besichtigte, rasch folgende sinnige Stegreifverse:

„Heil und Dank Dir, Schlachtenleiter,
Daß Du auch bei uns erschienst
Und auch unsere wackeren Streiter
Inspizierst in ihrem Dienst!

Ja, die kleinen Bleisoldaten
Sind, verhunderttausendfacht,
Wohlgeführt und wohlberaten
Eine respektable Macht,

Täglich rückt ihr Kriegsgeschwader
Tapfer aus zum Geisterstreit,
Ihre großen Hinterlader
Schießen tausend Meilen weit.

Sieh im Kasten hier die Letter!
Einzeln ist sie nur ein Zwerg,
Doch im Chor ein Siegsgeschmetter:
Freiheit, Licht und Gutenberg!“

Und nun rechne man noch zu dem Nutzen und Segen der Buchdruckerkunst die neuen Einrichtungen des Verkehrswesens, wie Post und Eisenbahnen, Telegraphie, Verbesserungen und Vervollkommnungen der Technik des Druckverfahrens, und keine Zunge wird imstande sein, die unermeßlichen Vorteile rascher Benachrichtigung, die Früchte allseitiger Bildung und Aufklärung bis in die entlegensten Hütten, — Unterhaltung — Genuß, — Anregung zu schildern.

Schon frühe ward auch, gleich nach Erfindung

und Anwendung der neuen Kunst der unberechenbare Nutzen und Segen von allen Gebildeten gepriesen.

So schreibt der Mailänder (Bonus Accursius) am 5. Juni 1457 an seinen Freund Cicco Simoneta:

„Du weißt ja, daß in unserer Zeit ans Licht getreten ist die bekannte Kunst des Buchdrucks, eine wahrhaft nutzbringende und gar schöne Kunst. Denn Abschriften von Büchern sich zu verschaffen, ist wegen der schwierigen Preis- und Geldverhältnisse für Jedermann nicht gerade leicht. Aber wenn das auch, Gott sei Dank, für Dich kein Hindernis ausmacht, so mußt doch auch Du den Druck wegen seiner künstlerischen Schönheit hochschätzen; und dann auch deshalb, weil dieser Buchdruck, sobald er einmal richtig festgestellt, immer in derselben Weise durch alle Druckbogen fortschreitet, so daß ein Fehler kaum möglich ist, eine Sache, mit der es bei dem Abschreiben von Büchern bekanntlich ganz anders zu gehen pflegt."

Die Schnelligkeit der Vervielfältigung besonders preist Dominico de' Domenichi in einem Schreiben aus Rom am 5. September 1475, wie folgt:

„Es gefiel aber dem allgütigen Gott, die Menschen in unseren Tagen eine neue Kunst zu lehren; die nämlich, daß durch den Druck mit Lettern die Vervielfältigung der Bücher möglichst erleichtert werde, so sehr, daß durch dreimonatliche Arbeit nur dreier Männer von dem vorliegenden Werke (des Papstes Gregor) „über Moral" 300 Exemplare durch den Druck hergestellt worden sind. Wollte Jemand mit seiner Hand und mit Kiel oder Feder dieselbe Zahl abschreiben, so würde wohl auch ein dreifaches Menschenleben hierfür kaum ausreichen."

Und damit auch die Poesie zu Wort komme, teilen

wir aus einem hebräischen Lobgedicht von 1475 folgende Verse in Gildemeisters Uebersetzung mit:

„Ich bin eine Kunst, die jeder Kunst Krone ist,
Ich bin ein Geheimnis, jedem Rate verschlossen,
Ohne Rohr und doch sind meine Charaktere lesbar,
Ohne Schreiber bin ich genau verbunden,
Auf einmal ist die Tinte über mich hingegangen,
Ohne Lineal ist die Schrift gerichtet" . . . u. s. w.

Besonders volltönig erklingen zum Preise Deutschlands, in dem die göttliche Kunst erfunden, Lobreden und Hymnen. So schreibt Joh. Andreas, Bischof von Aleria, an Papst Paul II., gedruckt in der ersten Ausgabe der Briefe des Hieronymus zu Rom 1468:

„Gerade in Deiner Zeit ist zu den übrigen Gnadenerweisen Gottes auch dieses glückliche Geschenk für den christlichen Erdkreis hinzugekommen, daß auch der Aermste für wenig Geld eine Bibliothek sich erkaufen kann. Oder ist es vielleicht ein geringerer Ruhm Deiner Heiligkeit, daß Bände, die man sonst kaum für 100 Dukaten kaufen konnte, heute für 20 oder weniger Goldstücke erstanden werden und nicht, wie früher, voller Fehler sind? Oder daß Bände, die der Leser früher kaum mit 20 Dukaten erkaufte, jetzt um 4 und sogar billiger zu haben sind? Und dann: während alle hervorragenden Geister der Vorzeit früher wegen der ungeheuren Arbeit und der gar zu hohen Schreibgebühren unter Staub und Motten fast verborgen blieben, haben sie unter Deiner Regierung begonnen, ans Licht zu treten und sich im reichsten Strome über den ganzen Erdkreis zu ergießen. Denn derart ist die Meisterschaft unserer Drucker und Schriftbildner, daß unter den Erfindungen der Menschen nicht nur denen der Neuzeit, sondern auch denen des Altertums, kaum etwas Ausgezeichneteres angeführt werden kann.

Würdig zu preisen und von allen Geschlechtern zu verehren ist in Wahrheit Deutschland, das durch diese Erfindung uns von größtem Nutzen war." ...

Begeistert und schwungvoll hebt ein Gedicht Wilh. Fichet's zum Lobe der ersten Pariser Buchdrucker (1470) an:

„Wie die Sonne das Licht, so gießest Du über den Erdkreis
Weisheit, der Musen Hort, königlich stolzes Paris
So nimm denn hin die Buchdruckerkunst fast göttlichen Ursprungs,
Die uns Deutschland gelehrt, hast ja zumeist sie verdient." . .

Aehnlich Erh. Windberg, Dr. med. in einem Epigramm (1471):

„Hast, Alemannien, auch Unsterbliches mehr Du geschaffen,
Hast Du, glaube ich, doch Größeres niemals erzeugt,
Als daß mit emsigstem Fleiß die Druckerkunst Du hast gestaltet,
Eine fast göttliche Kunst, mehrend der Studien Gebiet." ...

Und so preist in seiner Plinius-Ausgabe in der Widmung Lod. Carlo (1471) den „edelgearten Geist der Deutschen, der die überaus kunstreichen Formen des Buchdrucks ersann, dergestalt, daß von den geistreichsten Schriftstellern zur selben Zeit stets eine Fülle von Exemplaren zur Hand ist, und jedes nützliche Buch in großer Zahl und zu billigerem Preise hergestellt werden kann," und in einen förmlichen Hymnus ergießt sich Nik. Gupalatinus in einer litterarischen Widmung (Venedig 1471), wie folgt: „O du treffliches, deutsches Genie, daß du diese wunderbare Kunst zuerst erfunden, in Ausdrücken höchsten Lobes preiswürdiger Mann!" (Gutenberg natürlich) .....

Und so existieren noch eine Masse prosaischer und poetischer Lobpreisungen Deutschlands ob dieser „scharfsinnigen und unglaublichen Erfindung."

Der Kuriosität halber, weil darin die Arbeit des Buchdruckers selbst bis ins Einzelne geschildert wird,

wollen wir noch ein Gedicht P. Günther's anführen, das also anhebt:

„Deutschland, im Kriege berühmt durch römergleiche Triumphe,
Mächtig durch Waffen und Mut, und auch durch Edelsinn groß,
Dich schmückte Pallas mit glänzendem Geist, und Mavors verlieh Die
Mit der tapferen Brust auch des Siegers Geschick.
Was in des Eifers Hitze allmählich erringet der Erdkreis,
Des darf der Deutsche sich freu'n alles zu haben vereint;
Künste, die nie zuvor sind erfunden, hat er uns gestaltet
Mit verschlagenem Geist und mit geschäftiger Hand.
Neues auch sinnet er aus mit der Schärfe dädalischen Geistes,
Ueber sein eigenes Werk wundert der Künstler sich oft.
Er hat zuerst auf Papier uns gelehrt im Erze zu drucken
Zeichen, ohn' daß der Kiel uns die Hände bewegt.
Er hat zuerst uns gezeigt, wie mit geschnittenen Typen
Man das Geschriebene setzt und das Gesetzte dann druckt.
Hier, wo sich eifrig gewöhnet nie rastende Arbeit zu tragen,
Drängend dee Drucker in Erz allzugeschäftige Schar,
Hier verteilt man die Arbeit, und jeglicher treibt sein Gewerbe,
Hier setzt dee eine, und dee bessert. ein anderer druckt;
Da ist nicht Ruhe noch Rast, auch keine Verzögerung, sondern
In beharrendem Fleiß glühet beständig das Werk.
Alle strengen die Nerven sie an und reizen einander,
Spornen in edlem Streit einer den anderen an." . . . u. s. w.

In dem von uns bereits als Kapitel-Motto citierten Gedichte Seb. Brant's fiel beim Lesen der beiden letzten Zeilen:

„Was den weisen Griechen entging und den findigen Römern
Als die neueste Kunst stammt's aus germanischem Geist" —

uns sofort auf, daß sie Ottfr. Müller'n bei Abfassung seiner lateinischen Inschrift auf dem Mainzer Gutenberg-Denkmal zur Unterlage, ja geradezu als Text die Verse zur Uebertragung ins Lateinische gedient haben müssen:

„Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium."

Als ich den hiesigen Archivar Dr. Heinrich Heidenheimer diese meine Entdeckung mitteilte, wies er mich lächelnd auf einen von ihm schon am 23. Juni 1897 in dem „Mainzer Anzeiger" veröffentlichten und mir bis dahin unbekannten Aufsatz, betitelt:

„Zum Gutenberg-Tage“ hin, worin er diese Uebereinstimmung der beiden Epigrammatiker bereits hervorgehoben. Wer nun von uns beiden zuerst diese Entdeckung gemacht, weiß ich nicht, jedenfalls gebührt Herrn Dr. Heidenheimer die Priorität der Veröffentlichung.

Ebenso zahlreich sind die prosaischen und poetischen Zeugnisse für Mainz, als die Wiege der Buchdruckerkunst, wenn auch nicht weniger als 16 Städte sich um diese Ehre streiten. Wir verweisen Interessenten auf das Werk Alfred Börckel's, worin er all die Angaben zusammenstellt. Nicht minder die, welche für Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst, zeugen.

Wir wollen nur einige der wichtigsten anführen. Zunächst das von uns bereits teilweise angeführte Zeugnis des gelehrten Theologen und Rektors der Sorbonne in Paris, Wilh. Fichet's, in einem Briefe an Rob. Gaqvin vom 1. Jan. 1742, wo es heißt:

„ . . . . . Den humanistischen Studien hat eine neue Art Buchhändler großen Glanz verliehen, welche seit unserem Gedenken (gleich wie einst das trojanische Pferd) Deutschland nach allen Seiten ausgeschüttet hat. Dort, erzählt man nämlich, nicht weit von der Stadt Mainz, sei ein gewisser Johannes, mit dem Beinamen Gutenberg gewesen, der als der erste von allen die Buchdruckerkunst ausgedacht habe, wodurch nicht mit dem Rohre (wie die Alten thaten) auch nicht mit der Feder (wie wir jetzt thun), sondern mit aus Erz gegossenen Buchstaben die Bücher hergestellt werden, und zwar ganz rasch, glatt und schön. Fürwahr, dieser Mann war würdig, daß ihn alle Musen, alle Künste und alle Zungen derer, die sich an Büchern erfreuen, mit göttlichen Lobsprüchen ehren und ihn den

Göttern und Göttinnen desto mehr vorziehen, je näher und gegenwärtiger er den Wissenschaften und studierenden Leuten seine Unterstützung geliehen hat. . . . . Gutenberg . . . hat derart Buchstaben ausgefeilt, daß man mit denselben alles, was man sagen und denken kann, ganz bald schreiben, abschreiben und dem Gedächtnis der Nachwelt überliefern kann. . . . ."

Da Wilh. Fichet, wie wir früher erwähnt, nachweislich in Avignon studiert und vermutlich dort den von uns schon oben genannten Prager Goldschmied Prokop Waldvogel kennen gelernt hat, der bereits 1444 die vielleicht von Gutenberg in Straßburg erlauschte oder erlernte Herstellung beweglicher Lettern gegen Geld und das Versprechen der Verschwiegenheit in Avignon lehrte, so liegt in Fichet's bestimmter Angabe von Gutenbergs Erfindung ein doppelter Beweis, ein direkter und auch ein indirekter, insofern er nicht Waldvogel, sondern Gutenberg als Erfinder nannte. Hierauf machte mich Hofrat Bördel von hier aufmerksam.

Sollen wir nun auch außer dem bereits citierten Loblied Wimphelings auf den „glücklichen Gensfleisch" noch weitere poetische Zeugnisse für Gutenberg anführen, so fällt uns das originelle, von Adam Wernher aus Themar an der Werra, v. 29. Nov. 1494 in die Augen, das also lautet:

„Gänsfleisch, die wachsame Gans übertrafst Du, welche die Römer
Durch ihr Geschnatter gemahnt: Gallier sind in der Stadt!"
Jene beschützten die Burg, Du aber bist Konsul dem Erdkreis,
Welcher nicht leugnet zu sein glücklicher durch Deine Kunst.
Wenn zum Vergleiche man schaut mit dem, was Minerva erfunden,
Deine Erfindung, dann färbt sich die Wange vor Scham . . . .
Wie ist es wertvoll von Dir, die erzenen Formen zu schnitzen,
Welche so schleunig gedruckt, mögen verbreiten die Schrift!
Darum auch sollte Dein Mainz, wenn's könnte, vor anderen Orten
Zollen Dir würdigen Dank, da Du's doch selber bewohnt,
Und das germanische Land im Besitze von zahlreichen Bänden
Ehret Dich, weil man es nennt glücklich ob Deines Genies" . . . .

Noch origineller ergeht sich in Wortspielen über das „Gänsfleisch“ ein Lobgedicht von Joh. Herbst aus Lauterburg (1494) folgendermaßen:

„Schaut es auf diese Erfindung, schätzt sich Germanien glücklich,
Preist Dich ob Deines Genies, Gänsfleisch, Du ruhmvoller Mann!
Staunend, daß Bücher entstehen, ohne die Feder geschrieben,
Traun! wie wird dieses erklärt? Zeichnest den Geist durch die Kunst!
Weinland vom Main und zugleich von den Fluten des Rheines bewässert,
Brachtest Du, mein' ich, zur Welt einen gar köstlichen Stein;
Eine erlesene Gans, aber voll von vortrefflichem Fleische
Dessen im frohen Genuß nährt sich ein jeglicher Mensch“ . . . .

Bekanntlich sind auch über des Reformators Huß Namen, der soviel wie „Gans“ bedeutet, Wortwitze gemacht worden.

Zum Schlusse wollen wir noch die Huldigung eines Ausländers, des Persers Mirza Muharem aus Susa, hierher setzen:

„Durch Dich, o Gutenberg, Bürger von Mainz, blühen die Wissenschaften und reden die Divane großer Geister sinnreich zu jedem Alter und Stande. Durch die Kraft Deines göttlichen Geistes entzündete sich das Wissen, breitete es sich allenthalben aus und durchdringt mit wohlthätigem Lichte alles von der niedrigsten Hütte bis zum Goldpalaste.

Nicht allein ists Frankistan (Europa), das Dich mit Lorbeeren des Beifalls kränzet, Asien auch, in welchem die Kunst jetzt erst keimt, gibt Dir Gewinde seines Lobes und schreibt Deinen Namen mit Goldbuchstaben an in dem Palaste von Tschapur“ (1480).

Doch genug der Zeugnisse! Wir wollen unsere Leser nicht ermüden, aber ihre Zahl und die Glaubwürdigkeit der Gewährsmänner beweist die unumstößliche Thatsache, daß Gutenberg aus Mainz, und kein anderer, die Buchdruckerkunst erfunden hat.

Kein Wunder, daß, sobald man anfing, sich über Wert und Bedeutung dieser Kunst recht klar zu werden, man auch begann, die Person des Erfinders zu ehren

und das Gedächtnis der Erfindung selbst zu feiern. Weil man aber anfänglich das Jahr 1440 als Geburtsjahr der Typographie annahm, so feierte man das erste Jubeljahr 1540, am 24. Juni, dem Namenstage Gutenbergs, da man ja seinen Geburtstag nicht kennt. Luthers Buchdrucker Hans Lufft war es, der es am Johannistage 1540 in Wittenberg mit seinen Kunstgenossen und Freunden feierte. Ein Lobgedicht von Joh. Arnoldi kann als älteste Säkularschrift gelten (1541).

Die zweite Säkularfeier am Johannistage 1640 nahm schon größere Ausdehnung an, insofern sich die Buchdrucker von Leipzig, Jena und Breslau daran beteiligten; anderwärts machte der 30jährige Krieg eine Verlegung des Festes nötig. Breslau, Dresden, Halle, Hamburg, Leipzig und Straßburg gaben Festschriften heraus.

Allgemeine Beteiligung in Deutschland, wie in der Schweiz, erfreute sich das dritte Jubelfest 1740, und es fanden in den meisten größeren Städten Feierlichkeiten, wie Reden und Umzüge statt; ebenso wurden eine Menge von Festschriften — über 200 — veröffentlicht und Denkmünzen geschlagen.

Eine Ehrung eigener Art war der Beschluß einer Astronomenversammlung (1798) die Erfindung der Typographie in Form eines neuen Emblems in der Himmelskarte zu verewigen.

Am 6. April 1804 setzte auf Anregung des Präfekten Jeanbon St. André — Mainz stand damals unter französischer Herrschaft — eine Medaille von 240 Frs. Goldwert für die beste Lobrede auf Gutenberg aus und beschloß das Andenken des Erfinders durch ein Monument aus Beiträgen von ganz Europa zu ehren und am 1. Oktober desselben Jahres

verordnete Napoleon I. die Anlage eines großen Gutenbergplatzes in der Nähe der Domprobstei; doch kam keins dieser drei Projekte, wie geplant, zur Ausführung.

1814 regte der Neapolitaner Giov. Batt. Micheletti die Errichtung eines Gutenberg-Monuments aus Beiträgen der ganzen Welt an, aber erst der Harlemer Coster-Schwindel 1823 förderte Gutenbergs Ehrung. Zunächst regte sich, wenn auch in bescheidener Weise die Mainzer Kasinogesellschaft, indem sie ihrem neueingerichteten Gesellschaftslokale in der Schusterstraße seinen ursprünglichen Namen „Hof zum Gutenberg" wiedergab und am 4. Oktober 1824 in die Gartenmauer eine schwarze Marmortafel einsetzen ließ mit der Inschrift: „Dem Erfinder der Buchdruckerkunst, dem Wohlthäter der Menschheit, Joh. Gensfleisch zum Gutenberg, weihet diesen Denkstein auf der Stelle seines Hauses, das ihm den unsterblichen Namen gab, die darin vereinigte Gesellschaft seinem dankbaren Mitbürger am 4. Oktober 1824." Drei Jahre darauf stiftete die Gesellschaft mit dem Kunstverein eine vom Mainzer Bildhauer Josef Scholl gefertigte Statue des Meisters aus Sandstein mit einer lateinischen Inschrift, der früheren, von Ivo Wittig dort angebrachten, nachgebildet, die zu deutsch heißt:

„Dem Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, Mainzer Patrizier, der zuerst erfand mit ehernen Buchstaben zu drucken und sich durch diese Kunst um die ganze Welt Verdienste erworben, haben zum unvergänglichen Andenken an seinen Namen der Kunstverein in Mainz und die Eigentümer des Gutenberger Hofes dieses Denkmal gesetzt am 4. Oktober 1827."

Die auf der Rückseite der Statue angebrachten Verse von F. Lehne sind bereits von uns erwähnt, ebenso daß nach dem Abbrennen des „Hof zum Guten-

berg“ die Kasino-Gesellschaft alles in ihr neues Lokal (Gr. Bleiche) verbrachte.

Auch das Vaterhaus Gutenbergs (Emmeransstr.), jetzt der Familie Lauteren gehörig, erhielt am 29. Januar 1825 eine Gedenktafel; das darauf angegebene Geburtsjahr 1398 aber ist zweifelhaft.

Noch kritischer stehen wir, wie bereits erwähnt, der Inschrift an der Hofmauer des angeblichen ersten Druckhauses Gutenbergs gegenüber — ein Irrtum, den Trithemius verschuldet.

Da endlich, im Februar 1832 erging von Mainz „an die gebildete Welt“ in deutscher, französischer und englischer Sprache ein „Aufruf, um das herannahende Säkularfest der Buchdruckerkunst durch Errichtung eines Monuments zu Ehren ihres Erfinders Johann Gensfleisch zum Gutenberg würdig zu feiern.“

Der Aufruf fand Widerhall und trug 18,621 fl. ein, wovon Mainz allein 10,382 fl. beisteuerte. In liebenswürdiger Uneigennützigkeit übernahm Thorwaldsen, der damals in Rom weilte, die Modellierung des Standbilds, das Crozatier zu Paris in Erz goß. Am 8. Juli 1837 ward der Grundstein gelegt und am 14. August desselben Jahres fand die feierliche Enthüllung statt. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Teilnehmer war es ein weihevolles Fest und ward als das Hohelied bürgerlichen Gemeinsinns gepriesen.

Das Monument zeigt bekanntlich den Meister in aufrechter Stellung und in der üblichen Patriziertracht mit einem Barett auf dem Haupte, in der Linken die Bibel, in der herabhängenden Rechten eine Anzahl Typen haltend. Die vordere lateinische Inschrift besagt, daß das Denkmal aus Beiträgen von ganz Europa zustande gekommen und auf der Rückseite liest

man das bereits erwähnte Epigramm Ottfr. Müllers in lateinischen Distichen, die zu deutsch also lauten:

„Die Kunst, welche den Griechen versagt und den Römern versagt war,
Hat der findige Geist eines Deutschen erdacht:
Nun, was immer die Alten gewußt und die Neueren wissen,
Wissen sie nicht allein, sondern für jegliches Volk."

Beachtenswert sind auch die beiden Seitenreliefs, wovon das eine den Meister darstellt, wie er dem erstaunten Fust ein Type zeigt, das andere, wie er einen fertigen Bogen überliest, während ein Gehilfe druckt.

Auch Statuetten wurden nach Thorwaldsens Denkmal modelliert und Denkmünzen geprägt.

Ein Jahr darauf fand in Mainz die erste Erinnerungsfeier statt, bei welcher Gelegenheit, am 15. August 1838, die weihevolle Taufe eines Rheindampfers, mit dem Namen Gutenberg vom Bischof vollzogen ward.

Künstlerisch hochbedeutsam ist auch die auf dem Gutenbergsplatz in Straßburg von David d'Angers modellierte, von Soyez und Ingé zu Paris gegossene Erzstatue des Erfinders in aufrechter Stellung mit einem Blatt in den Händen, worauf in französischer Sprache das Bibelwort steht: „Und es ward Licht!" Am Sockel sind die Länder: Europa, Asien, Afrika und Amerika durch figurenreiche Reliefs versinnlicht.

Ein drittes Gutenberg-Monument weist die Stadt Frankfurt a. M. auf dem Roßmarkt auf, nach Thorwaldsens Entwurf von einem seiner Schüler Ed. Schmidt von der Launitz 1857 als Brunnengruppe errichtet. Dasselbe stellt die drei Kolossalfiguren: Gutenberg, Fust und Schöffer in nicht grade sympathisch berührender Dreieinheit dar; denn im Leben hielt das Triumvirat ja nicht zu einander. Darunter sieht man noch die Standbilder der alten



Seitenreliefs des Gutenberg-Denkmals zu Mainz.

Buchdruckerstädte Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt, sowie die sitzenden Statuen der Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie.

Von neueren Denkmälern ist als ästhetisch hervorragend die imponierende Gutenberg-Statue von Ernst Paul in Dresden 1883/84 modelliert, zu erwähnen.

Besonders glanzvoll gestaltete sich die vierte Säkularfeier 1840 nicht nur in Deutschland, sondern auch in Christiania, Kopenhagen, Paris und Stockholm. Wiederum erschienen viele Festschriften und Denkmünzen, so von letzteren in Augsburg, Bamberg, Basel, Berlin, Köln, Leipzig, Straßburg, Stuttgart und Wolfenbüttel. Von gedruckten Säkularerinnerungen ist noch das von Dr. Heinrich Meyer in Braunschweig herausgegebene „Gutenbergalbum" hervorzuheben, das in 46 verschiedenen Sprachen und 26 Schriftproben fast aller Zeiten und Völker enthält.

Noch sei auch hier der sinnigen Erinnerungsfeier in Eltville gedacht, die der Verschönerungsverein 1885 bei Errichtung eines Denkmals an der dortigen Frühmesserei beging, wo sich die alte Druckerei befunden haben soll. Das Monument, von dem Architekten Goldmann und Bildhauer Leonhard in Stein gearbeitet, lehnt sich an die Mainzer Statue an und zeigt darunter eine Gedenktafel mit der Aufschrift:

Hier
druckten Schüler Gutenbergs
unter Anleitung und mit den Schriften
des unsterblichen Erfinders
der
Buchdruckerkunst
1467.

Aus jüngster Zeit sind als Erinnerungsfeiern die zu Mainz am 14. August 1887 als 50jähriger Gedenktag der Enthüllung des Gutenberg-Monuments, wobei die vereinigten Buchdrucker Gedenkblätter mit freiwilligen Beiträgen hiesiger Schriftsteller herausgaben und die am 22.—24. Juni 1890 als 450jähriges Jubiläum der Erfindung begangene zu erwähnen; eine solche letzterer Art fand auch in Straßburg statt. Von nun an mehrten sich fort und fort die Ehrungen und Erinnerungszeichen für Gutenberg. So ward 1840 einer von einem Frankfurter Naturforscher Rüppel 1832 in Abessinien entdeckten vieläſtigen Pflanze der Name „Gutenbergia" verliehen, und zahllos sind die Akte der Wohlthätigkeit, Sammlungen und Stiftungen, die Huldigungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu Ehren Gutenbergs.

Musikalisch verherrlicht ward Gutenberg in einem Tedeum des Komponisten Neukomm, in einem großem Oratorium von Löwe 1837, in einer Oper von J. C. Fuchs (Wien 1870) und in einem Gutenberg-Hymnus von Paul Schumacher (Mainz 1887) und zum diesjährigen Feste in einer Cantate von Dr. Volbach.

Auch der Malerei bot die ehrwürdige Gestalt des Meisters schon frühe dankbare Vorwürfe. Zwei Holzschnitte des 16—17. Jahrhunderts befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek; von dem vermutlich ältesten Portrait, das bei der Beschießung Straßburgs 1870 leider zu Grunde ging, besitzt, wie bereits erwähnt, die Mainzer Stadtbibliothek eine gute Kopie. Von bedeutsamen Gruppenbildern erwähnen wir einen Kupferstich des Pariser Malers Eugene Ernest Hillemacher (London (London 1863): „Gutenberg in seiner Werkstatt," dann eine Originalzeichnung von Leo Reiffenstein: „Gutenberg zeigt Fust die

ersten Druckbogen (Gartenlaube 1881) und ein großes Oelgemälde von Karl Friedr. Reichert († 1881 zu Dresden) in der Mainzer Galerie: „Gutenbergs erster Druck." Außerdem besitzt die Mainzer Stadtbibliothek seit 1896 ein Kolossalgemälde: „Gutenberg" von Ed. v. Heuß († 1880 in Mainz).

Von dichterischen Erzeugnissen über Gutenberg, namentlich lyrische, gibt es eine Legion; darunter ist eines von Herwegh mit guten Anspielungen auf den „guten Berg", den besten in Deutschland. Noch wollen wir hier, damit auch dem Humor sein Recht werde, auf die vortrefflichen „Glossen eines Bauern über das Gutenberg-Monument" unseres gemütvollen Dialektdichters Fr. Lennig hinweisen, wie er so drastisch das Genie dem mechanischen Nachmachen gegenüberstellt und so komische Vermutungen über den Namen „Gensfleisch" in dem Sinne anstellt: „Es wär doch unbescheide, wann des dem Guttenberg sei' Fraa dhet beide," sowie über die Bestimmung der Presse, ob es wohl eine „Weinkelter" vorstelle und dergl. Recht characteristisch, wenn auch naiv, wie in eines gemeinen Mannes Munde natürlich, läßt er sich über den Nutzen der Buchdruckerkunst aus:

„Wo were heit ze Dag die Leit nor uffzetreiwe
Die viel gedruckte Schei(n) un Zeddel all ze schreiwe,
For Abfuhr, Ausfuhr, Einfuhr, Schossee, Zoll,
Grundsteier, Umlag, Bier- und Brandewein-Kontroll,
Hundsteier — (jetzt noch werd vun Katze nix genumme,
Vielleicht wann unser Harrn des nächstemol samme kumme)? —
Im tiefste Winter, wann durch Schnee un Kelt
M'r abgeschnitte is vun aller Welt,
Wann kaan Stoosvohel mehr die Luft dorchzieht,
Un wann m'r hechstens noch im Feld en Hutzje sieht,
Dann kimmt met seiner Waar der hinkende Bott
Un bringt uns, was er Neies hot. —
Die biblisch Geschicht is jetzt in jedem Haus,
Und unser Kinner larne draus.
Eich predge meine immer: „Horcht,
Larnt nor hibsch 's Aamolaans un Goddesforcht!" —

Aus neuerer Zeit gibts Romane (wie Paul Stein's: Joh. Gutenberg, Leipzig 1871), Novellen (z. B. Franz Dingelstedt's: „Meister Gutenbergs Tod" im 3. Bd. s. Werke (Berlin 1877) und Epos (wie das von Ad. Stern: Joh. Gutenberg, Dresden 1889) und Dramen, wie das Originalschauspiel: „Joh. Gutenberg" von Charlotte Birch-Pfeiffer (Berlin 1840), ein französisches Theaterstück von Ed. Fournier: „Gutenberg," drame en 5 acte en vers, ferner ein historisches Drama unseres Mitbürgers Alfred Börckel: „Gutenberg," das jetzt in einer Neubearbeitung mit dem Motto „Es werde Licht" in der Festschrift gedruckt vorliegt, dann ein Drama: „Gutenberg" von Rud. v. Gottschall (Leipzig 1893) und eins: „Ein Schüler Gutenbergs" von P. F. Siebold, dramat. Gedicht in 5 Akten mit Vorspiel (Hamburg 1892). Von den genannten Dramen passierten die von Ch. Birch-Pfeiffer, Börckel und Gottschall wiederholt die Bretter. Was die Nähe des bevorstehenden Jubelfestes des 500. Geburtstages Gutenbergs auf den Gebieten der Kunst und Litteratur noch zeitigen wird, ist gar nicht abzusehen.

Es verlohnt sich wohl, einen tieferen Blick in die dramatischen Erzeugnisse, die sich die Person Gutenbergs, seine Umgebung und seine Zeit zum Gegenstand der Behandlung nehmen, zu werfen. Eine recht verständige Beleuchtung hat dieser Litteraturzweig in mehreren Nummern der hier erscheinenden Theaterzeitung „Moguntia" erfahren, und wir stimmen im allgemeinen den darin ausgesprochenen Anschauungen und Urteilen zu; doch kommt die Besprechung des Birch-Pfeiffer'schen Dramas darin allzukurz. Dasselbe entbehrt, wie wir es von der bekannten Verfasserin so mancher rührseligen Stücke nicht anders gewohnt sind, jener Theatereffekte nicht, die auf die große Masse



Gutenberg's Haus in Eltville

wirken, kann uns aber in Bezug auf die Zeichnung, oder besser gesagt „Verzeichnung" der Charaktere und willkürliche Entstellung der Thatsachen nicht ansprechen. Wir wollen die Auffassung der Dichterin von einer unharmonischen Ehe, in der Gutenberg gelebt haben soll, nicht gerade an und für sich tadeln, doch ihre Berta, des Helden Gattin, verflüchtet sich zu einer nebelhaften Mondscheinfigur, und ihr Schöffer wird zu einem charakterlosen Schurken verzerrt, während Fusts Tochter Catharine — soll heißen Christine — als „sonderbare Schwärmerin" ihren Vater bestiehlt und dann ins Kloster geht. Auch leidet Gutenberg durch pfäffische Intriguen, während doch bekannt ist, daß gerade die Geistlichkeit ihn und seine Kunst begünstigt hat. An dieser Verdächtigung des Klerus leidet auch das sonst dichterischer Schönheit nicht entbehrende dramatische Gedicht P. F. Siebold's: „Ein Schüler Gutenbergs."

Aus demselben Grunde, weil es nämlich mit der historischen Treue und den Thatsachen allzu willkürlich umspringt, wenn wir auch der poetischen Freiheit einen noch so breiten Raum zugestehen, können wir uns mit der Auffassung Rud. v. Gottschall's in seinem Drama nicht befreunden, wenn wir auch die Gewalt der sinnlichglühenden und bilderreichen Sprache und die hinreißende und packende Leidenschaft einiger Figuren darin anerkennen. Sein Held, wenn er auch schließlich mit dem Schwert in der Hand gegen die Anhänger Adolfs von Nassau kämpfend stirbt — übrigens eine sehr kühne und aller Wahrheit der Thatsachen ins Gesicht schlagende Erfindung — seine Person ist so schemenhaft und in einem so losen Zusammenhang mit seiner ganzen Umgebung vorgeführt, daß er uns trotz seiner Tiraden am Schlusse nicht erwärmen kann. Vielmehr treten die dämonische Don-Juan-

Gestalt „Faust“ — gemeint ist der Goldschmied Fust — und die von seinem Banne umstrickten weiblichen Wesen, die sinnlicheglühende und rasend eifersüchtige Dyma und die holde Pflegetochter Gutenbergs, Else, in den Vordergrund und absorbieren unser ganzes Interesse. Ohne Zweifel im Anklang an den mittelalterlichen Hexenmeister Faust hat der Dichter die praktisch-nüchterne und kaufmännisch-spekulierende Natur des Goldschmieds Fust in einen unwiderstehlichen Weiberverführer verwandelt, dem selbst die engelgleiche Else nicht widerstehen kann. Können wir auch Schillers poetische Lizenz billigen, wonach er z. B. seine Jungfrau von Orleans im Sinne der dichterischen Gerechtigkeit nicht als Hexe auf dem Scheiterhaufen endigen lassen will, so können wir doch Gottschall's willkürliche Aenderungen nicht verstehen.

Um so mehr mutet uns die Börckel'sche Dichtung an, die uns in möglichst historischer Treue pietätsvoll die verehrungswürdige Gestalt des Meisters zum Mittelpunkt jener bewegten Zeit macht, in der zwei Kirchenfürsten sich um den Kurhut in Mainz stritten und die des Laien Ohr und Auge nicht mit Entstellung der Charaktere und mit gefälschten Thatsachen verwirren. Das schließt ja frei vom Dichter erfundene Episoden nicht aus, doch dürfen sie unseres Erachtens nicht die Gesammtschilderung in ihrer geschichtlichen Wahrheit und die Zeichnung der Hauptcharaktere in ihrer Treue beeinträchtigen. Ebensowenig wie die Liebesepisoden Schillers von Max und Thekla den Eindruck des von dämonischem Ehrgeiz zur Untreue an Kaiser und Reich verleiteten Wallenstein stören, oder die von Rudenz und Berta an dem Charakter Tells und Geßlers etwas ändern, sondern vielmehr dazu dienen, die Eigenarten dieser Hauptfiguren noch schär-

fer hervortreten zu lassen, ebensowenig wird man die Erfindung der lieblichen Gestalt Marias, der Schwester Humery's, und die romantische Liebesepisode zu dem nassauischen Feldhauptmann Hans v. Hohenstein in Börckels Drama tadeln wollen. Im Gegenteil! Wird doch durch die edle Regung Gutenbergs, den Ritter vor den isenburgischen Häschern zu schützen und seine Flucht aus seinem Hause zu begünstigen, die Tragik von Gutenbergs Schicksal erhöht und seine spätere Inschutznahme und Begnadigung durch Adolf von Nassau motiviert. Aber auch rein vom Verrate der Vaterstadt hielt er seine Hände: mit Entrüstung hatte er Sternbergers Verlockung hierzu widerstanden. Steht er auch in seiner glühenden Begeisterung für seine Kunst im Gegensatz zu dem Geldspekulanten und nüchternen Geschäftsmann Fust als idealer Schwärmer da, so ist er doch kein sich in seine Klause verschließender einsamer Grübler und sich von dem Getreibe der Welt und den Händeln der Politik einseitig zurückziehender Träumer, nein! wir finden ihn umringt und umflutet von allen Strömungen seiner wildbewegten Zeit, teilnehmend an Leid und Freud seiner Mitmenschen, eingreifend in ihr Geschick und für das Heil und Wohl der ganzen Menschheit bedacht, in Wahrheit den Terenzianischen Ausspruch verkörpernd: „Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches eracht' ich mir fernliegend." So gruppiert und krystallisiert sich alles um diese Hauptperson, und nie verliert man ihn aus den Augen. Und wie erwärmt uns seine Sprache! Wie zündend wirken seine Worte, wenn er von seiner Kunst, den großen Männern seiner Vaterstadt, von den Wohlthätern der Menschheit spricht!

Nicht minder, wie in der Zeichnung seines Hauptheldens, bleibt B ö r c k e l in der Schilderung der übrigen Figuren, wie Schöffer, Christinens, Humeri's u. d. a.

der Ueberlieferung treu, und nirgends finden wir eine Entstellung oder Fälschung.

In seiner Neubearbeitung mit dem Motto: „Es werde Licht," die uns im Manuskript vorlag, und deren Herausgabe der Dichter zum diesjährigen Jubelfeste beabsichtigt, hat er in einem Vorspiel auch das bis jetzt noch nicht recht aufgehellte Verhältnis Gutenbergs zu „Ennel vor der eisernen Thüre" behandelt, in einer eigenartigen Auffassung, die jedoch der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt. Sie erscheint als Geliebte, als Braut, als Haushälterin, die natürlich voll Ungeduld den Zeitpunkt ersehnt, wo der Meister sie vor den Augen der Welt ganz zu der Seinigen erklären kann, doch seine unsicheren Lebensverhältnisse hindern ihn noch daran. Auch erweist sie sich seines Vertrauens unwürdig und zeigt kein Verständnis für seinen Genius und seine Kunst. Als ächte Evastochter betritt sie neugierig und gegen des Meisters Verbot seine geheimnisvolle Werkstatt, ja sie führt sogar unbefugt einen sie besuchenden Landsmann Gutenbergs, den Mainzer Stadtschreiber Nikolas aus Mainz, in Abwesenheit des Meisters, in dessen Atelier. Hierbei vom rückkehrenden Gatten überrascht, wird die ungetreue und falsche Genossin von dem erzürnten Gutenberg aus dem Hause geschickt, den indiskreten Stadtschreiber aber läßt er als Faustpfand oder Geißel für eine Summe ausgebliebener Renten, die ihm die Stadt Mainz schuldet, verhaften. Wir sehen, Börckel benutzt hier eine allerdings etwas unsichere archivalische Notiz, aber in plausibler Auslegung.

Im Uebrigen hat der Dichter, kleine Aenderungen abgerechnet, die Fassung seiner ersten Ausgabe so ziemlich beibehalten, und da sein Stück hier zweimal mit Erfolg (1882) über die Bühne gegangen ist, so würde einer wiederholten Aufführung seines Dramas in seiner

neuen, verbesserten und bereicherten Gestalt das Publikum, zumal jetzt bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier, sicherlich ein gesteigertes Interesse entgegenbringen. Ohne willkürliche Geschichtsfälschungen hat der Verfasser mit Geschick die Wirren des Kurstreites zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau und die Ueberrumpelung der Stadt seinem dramatischen Charaktergemälde zum Hintergrunde und zur Folie gemacht, wovon sich die Hauptfigur plastisch abhebt. Ist auch der Untergang der Mainzer Stadtfreiheit zu beklagen, das eine Gute erblüht aus Schutt und Asche der verbrannten Häuser, — die Verbreitung von Gutenbergs Kunst in alle Welt. Darum entläßt der Meister seine obdach- und heimatlos gewordenen Schüler mit folgenden weihevollen Worten:

„Zieht hin in alle Lande
Lehret alle Völker die geheime Kunst!
Nicht mehr in stillen Klosterzellen
Sei jede Wissenschaft gebannt,
Den ganzen Erdkreis soll sie hellen,
Die schwarze Kunst, die ich erfand!
Und allen Völkern, allen Zonen,
Sei sie der Wahrheit Himmelslicht,
Und keinen Frevler je zu schonen
Zugleich das höchste Strafgericht!
Sie soll mit tausend Zungen sprechen
Und loben jeden Biedermann,
Doch Sklavenketten soll sie brechen
Und vor ihr zittern der Tyrann;
Die Not der Armen soll sie lindern
Durch Hinweis und durch Hilfeschrei
Und soll durch Spott den Hochmut mindern,
Weß Glaubens und weß Stands er sei!
Soll predigen mit Kraft und Klarheit
Der Liebe Evangelium
Und treten ein für Recht und Wahrheit; —
Nicht sei hinfort des Wissens Ruhm
Den Mönchen nur verlieh'n und den Gelehrten,
Frei soll die Schrift für alle Menschen werden!

In der ersten Fassung schloß das Drama, in dem vor 18 Jahren Herr *Nollet* in der Titelrolle allgemeinen Beifall fand, mit den Worten:

„So mögt ihr denn ganz meiner Kunst euch weihen
Und durch den Druck die Welt vom Druck befreien!"

Diesen Worten des Dichters, die er seinem Geisteshelden in den Mund legt, habe ich nichts mehr hinzuzufügen als den Wunsch: „Möge die in den Mauern unserer Stadt bevorstehende *Säkularfeier Gutenbergs* eine nach *allen* Richtungen hin würdige sein und beweisen, daß *Mainz* seinen *größten Sohn zu ehren versteht!*"

Das walte Gott!